Die Söhne
des
Grafen von Bonneval.

Die Söhne
des
Grafen von Bonneval.

Historischer Roman

von

Eduard Breier.

Zweiter Theil.

Berlin, 1861.
Verlag von Otto Janke.

Inhalt.

Erstes Kapitel.

Sirenentöne. Eine Mutter aus den Wolken.

Zu den zahllosen Prärogativen, welche Mutter Natur der Jugend vor dem Alter verlieh, gehört auch ein tiefer, fester Schlaf.

Das Kind wirft sich auf's Lager; ob dies hart ist oder weich, ob an gewohnter Stelle es steht oder nicht, ob in der Fremde oder daheim, der Schlaf zögert nie, sondern senkt sich rasch herab und schließt ihm die Aeuglein, die, entgegengesetzt den Sternen des Himmels, nur am Tage leuchten.

Die Griechen und Römer rangirten den Schlaf, sowie die Nacht und den Tod zu den Höllengöttern, ihnen galt der Schlaf als ein Bruder des Todes und diese Vorstellung hat sich bis in unsere

Zeit, wie mancher andere klassische Unsinn — natürlich nur unter den Poeten — fortgeerbt.

Der Mensch lebt nie mehr, als wenn er schläft, der Lebensprozeß in ihm geht da am lebhaftesten vor sich. Kräfte und Säfte, im Wachen aufgezehrt oder gar vergeudet, ersetzt der fleißige Arbeiter Schlaf, und er sollte ein Bruder des Todes sein?

Der gesunde Sinn des Volkes hat die Natur des Schlafes richtiger erfaßt und ist der poetischen Phrase bewußtlos entgegengetreten, indem er behauptet: „Kinder soll man lange schlafen lassen, denn sie wachsen im Schlafe."

Die Brüder Depaul, als Gäste der Marchesa Vendetta, ruhten noch immer in den Armen des Gottes mit dem Mohnkopfe in der Hand.

Mitternacht war längst vorüber, mit ihr war das letzte Gewölk fortgezogen, ein Nachzügler der gewaltigen Heermassen, die am Abende vorher den großen Kampf geliefert hatten; der Himmel spannte sich jetzt heiter und sternbesäet über die regengesättigte Erde.

Es wurde erwähnt, daß die Brüder zwei aneinander gränzende Cabinette angewiesen erhielten.

Um die Zeit des ersten Morgengrauens ging in

jenem, wo Albin schlief, eine Tapetenthür geräuschlos auf und die Marchesa trat herein.

Sie war vollkommen angekleidet, verschleiert und trug in der linken Hand eine halbverdeckte Lampe, deren Lichtstrahlen sie auf das Antlitz des schlafenden Jünglings fallen ließ.

Albin fuhr empor.

Die Herrin des Hauses gebot ihm, indem sie den ausgestreckten Zeigefinger vertikal an die Lippen legte, zu schweigen, näherte sich ihm vollends und lispelte ihm zu:

„Erhebe Dich, mein Sohn, und folge mir, jedoch leise und geräuschlos, daß Du den Bruder nicht weckest, ich muß mit Dir im Geheimen sprechen.“

Der junge Mensch, rasch ermuntert, hüllte sich in sein Oberkleid und folgte der Dame des Hauses.

Die Tapetenthür verband das Cabinet mit dem Schlafgemache der Marchesa.

Albin mußte sich hier auf dem Sopha niederlassen, eine Decke von Atlas schützte ihn vor der Morgenkühle, die Herrin, nachdem sie die Lampe auf den Tisch gestellt, ließ sich ihm zu Häupten in einen Armsessel nieder und begann hierauf:

„Bist Du vollkommen munter, mein Sohn?“

„Ich bin es, gnädige Frau, ich habe bereits genug geschlafen, der Tag kann nicht mehr fern sein.“

„Du irrst Dich nicht, mein Sohn, ehe eine Stunde vergeht, wird es licht sein, doch bis dahin sind wir mit unserer Unterhaltung zu Ende. Hör' mich an, lieber Albin, ich will mit Dir sprechen, wie mit einem Manne, Dein Geist, Deine Ausbildung, Dein kluges Benehmen, kurz Dein ganzes Wesen ermuntern mich dazu. Ich habe bereits von Deinem Bruder erfahren, daß Ihr keine Verwandten besitzt, sondern Euch selbst überlassen seid und von unbekannter Hand eine Unterstützung genießt.“

„So ist es, gnädige Frau.“

„Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich die Meinung ausspreche, die erwähnte Unterstützung komme von jenem Manne, der die Schuld an dem traurigen Ende Eures Vaters trägt ...“

„Von dem Fürsten Rakoczy?“

„Bezweifelst Du meine Ansicht?“

„O nein, sie mag vielleicht die richtige sein.“

„Sie ist es, glaube mir's, mein Sohn, und daß

es so ist, erfüllt mich mit Schmerz. Wollt Ihr in die Fußstapfen Eures Vaters treten?"

„Niemals, gnädige Frau."

„Warum weist Ihr also Gnaden nicht zurück, welche von einem Feinde unseres Landes herrühren?"

„Ich bekenne aufrichtig, daß weder ich, noch Marquard bisher darüber nachdachten. Ueberdies blieb die Unterstützung in den letzten zwei Jahren fast ganz aus." —

„Ich begreife, weil der alte Fürst starb und dem jungen die Großmuth des Vaters fehlt. Ich habe beschlossen, Euere Lage umzugestalten. Du liebst wohl Deinen Bruder?"

„Ich hänge mit ganzer Seele an ihm."

„Würde es Dir große Freude bereiten, ihn glücklich zu machen?"

„O, wär' ich es im Stande! Doch wie käme ich dazu? Bin ich ja selbst ein armer Mensch, der nichts ist und nichts hat."

„Wie aber, wenn man Dich in die Lage versetzte, etwas zu werden und viel zu besitzen?" —

„Dann freilich, dann könnte ich auch Marquard glücklich machen!"

„Und Du sollst es können, so wahr Du der Sohn Deiner Mutter bist, so wahr als Deine Mutter mir eine treue Dienerin gewesen!“

Armer Albin! Er ahnte die maßlose Perfidie nicht, die sich hinter dieser Betheuerung verbarg. Vor seinen Augen flimmerte nur das verheißene Glück, dessen Füllhorn in seine Hand gegeben werden sollte, um es über dem Haupte des Bruders auszuleeren.

Die Marchesa ergriff die Hand des Jünglings, schlang ihren Arm um seinen Nacken und fuhr fort vertraulich und zärtlich, wie nur eine Mutter sprechen kann:

„Ich habe heute eine schlaflose Nacht zugebracht und weißt Du weshalb? Weil ich mich mit Dir, mit Deiner Zukunft beschäftigte!“

„O, gnädige Frau, wie gütig sind Sie!“

„Ich kenne Dich erst wenige Stunden, mein Sohn, und dennoch habe ich Dich schon liebgewonnen, so lieb, als wärest Du mein eigenes Kind. Möchtest Du wohl mein Sohn heißen?“

„Ob ich möchte? Ach! gnädige Frau, ich würde kein größeres Glück kennen, als Sie lieben zu dürfen, wie ein Sohn die Mutter liebt.“

„Siehe, lieber Albin, ich stehe ganz allein auf der Erde, sowie Euch, lebt auch mir keine verwandte Seele hienieden. Diese traurige Lage, dann das freundliche Andenken, welches ich Deiner Mutter bewahre, endlich die Liebe, Die mich zu Dir zieht, haben mich den Entschluß fassen lassen, Dich an mich zu ketten, Dein Glück und damit auch das Glück Deines Bruders zu gründen. Marquard sagte mir, Du wollest Dich, wie er, dem Waidwerke widmen; in diesem bescheidenen Stande erwartet Dich eine nur bescheidene Existenz. Im Walde blüht das Glück nicht, diese tropische Pflanze gedeiht am rascheſten in der Sonnengluth des großstädtischen Lebens. Ich will Dir die Thore der Wissenschaft erschließen lassen. Du sollst die Welt und die Menschen kennen lernen, Du sollst mit mir in fremde Länder reisen . . .“

„Und Marquard?“ fragte Albin, mit einem Male stutzig geworden, „soll ich mich von Marquard trennen?“

Die Marchesa, auf diese Frage im Voraus gefaßt, erwiderte noch liebreicher wie früher:

„Marquard hat seinen Beruf bereits gewählt und würde, so er uns begleiten müßte, ihm nur entzogen werden.“

„Sie haben recht, gnädige Frau“, antwortete der Jüngling, „der Bruder kann nicht fort von hier und deshalb . . .“

„Nun, mein Sohn, warum stockt Deine Rede? Fahre nur fort.“

„Deshalb, ich flehe Sie an, mir nicht zu zürnen, deshalb muß auch ich auf Alles verzichten, denn ich trenne mich von Marquard nicht.“

Die Marchesa stellte sich von der Weigerung des jungen Menschen überrascht.

„Du willst Dich von Deinem Bruder nicht trennen?“ fragte sie mit dem Tone des Zweifels, als glaube sie, schlecht gehört zu haben.

„Ich kann es nicht, gnädige Frau, ich kann es nicht!“

„Das ist nicht Dein Ernst, lieber Albin! Angenommen, Deine Mutter lebte noch und ich ließe mich herbei, Dich unter meine Obhut zu nehmen, mit dem Versprechen, Dein Glück zu gründen, meinst Du, Deine Mutter würde einen Augenblick gezögert haben, Dich mir anzuvertrauen?“

Albin getraute sich diese Frage nicht zu verneinen.

„Und hättest Du in diesem Falle Dich geweigert, mir zu folgen?"

„Ich hätte der Mutter gehorcht", versetzte er schüchtern, „wie jetzt dem Bruder."

„Wenn also Marquard es Dir befehlen würde?"

„Dann willigte ich in die Trennung."

„Und ich, was meinst Du wohl, würde ich in diesem Falle thun?"

Der Jüngling blickte die Dame fragend an.

„Ich", beantwortete die Marchesa ihre eigene Frage, „ich zöge bei solchem Bewandtnisse meine Hand von Dir ab und tröstete mich mit dem Bewußtsein, Dein Bestes gewollt zu haben und von Dir zurückgewiesen worden zu sein.

„Ach, gnädige Frau, Sie zürnen mir?" klagte Albin.

„O nein, mir widerstrebt es bloß, ein Wesen an mich zu ketten, welches mir nicht aus eigenem Herzensdrange folgt, sondern weil ein Anderer es ihm befiehlt. Ich sehe ein, ich habe mich in Dir getäuscht, mein Sohn, sonst nichts."

„O nein, gnädige Frau, Sie haben sich in mir nicht getäuscht, ich verehre Sie gewiß, ich liebe Sie, wie ich meine Mutter lieben würde."

„Du täuschest Dich in Deinem Gefühle, Du entsinnst Dich Deiner Mutter nicht mehr, Kindesliebe ist Dir fremd, Du weißt auch nicht, wie man eine Mutter liebt. Empfändest Du wirklich, was Du sagst, Du möchtest Dich keinen Moment besinnen, sondern mir folgen, selbst gegen den Willen Deines Bruders. Und das ist's, was ich von Dir verlange, vermagst Du nicht, mich zu lieben, als wäre ich Deine Mutter, dann ist es besser, ich verschließe mein Herz den Gefühlen, die Deine Nähe zu immer größerer Heftigkeit anfachen würde. Ich habe dieses Gespräch deshalb unter vier Augen gewünscht, weil ich Deinen Willen erfahren wollte, bevor er von Deinem Bruder beeinflußt wird, weil ich den Wärmegrad Deiner Gefühle messen, mit einem Worte, weil ich mich überzeugen wollte, ob meine Liebe, meine Bestrebungen für Deine Zukunft in Deinen Augen den Werth besitzen, Dich auf den Umgang mit Deinem Bruder auf kurze Zeit verzichten zu lassen. Ich weiß nun den Bescheid und danke Dir für Deine Offenheit."

Die Dame sprach diese Worte in einer Weise, welche vermuthen ließ, sie gedenke die Unterhaltung zu beendigen.

Der Jüngling war in eine peinliche Verlegenheit versetzt.

Die Hoffnungen, welche die Marchesa in ihm wach gerufen, die herrlichen Aussichten, die sie ihm eröffnete, das Glück, so sie ihm und dem Bruder verhieß, siedelten sich in seinem Kopfe so überaus schnell an und fanden hier einen so günstigen Boden, daß es ihm bereits schwer fiel, sich von dem Allen zu trennen, er besaß Verstand genug, die Wichtigkeit des Moments zu erfassen und fing bereits an, gegen die Liebe, die ihn zu dem Bruder und Beschützer zog, anzukämpfen.

Fürchtend, die Dame werde sich erheben und von dannen gehen, schmiegte Albin sich kindlich an sie, ergriff ihre Hand und drückte seine heiße Stirn an deren innere Fläche, gleichsam um die Marchesa das Symptom seiner Erregung fühlen zu lassen.

„Gnädige Frau“, bat er, „verlassen Sie mich nicht, ich flehe Sie an, verziehen Sie noch einige Minuten, ich habe ja noch keinen Entschluß gefaßt; ich betheuere Ihnen, daß ich Sie liebe, verehre, wenn ich aber trotzdem von meinem Bruder, meinem einzigen

Freunde und Verwandten, schwer mich trenne, können Sie es mir verübeln?"

„Du mußt bedenken, lieber Sohn", tröstete ihn die Dame, „daß Du mit Marquard in Verbindung stehen wirst, daß es ihm unbenommen bleibt, so lange Ihr Euch nahe seid, Dich zu besuchen; überdies sind ein paar Jährchen bald verstrichen und Du eroberst Dir das Bewußtsein, des Bruders Glück gefördert zu haben."

Der Jüngling seufzte tief auf, die Sirene fuhr fort: „Fühlte ich nicht eine bereits so tiefe Neigung zu Dir, ich würde kein Wort mehr verlieren, Dich zu überreden. Du hast die Wahl, das Almosen aus der Hand des malcontenten Fürsten fortzubeziehen — vielleicht bleibt es auch ganz aus — oder Dir selbst, ohne Mühe, ohne Sorge, eine glänzende Zukunft zu bahnen. Ich erfreue mich in Wien ausgezeichneter Verbindungen, hast Du Dich erst ausgebildet, so stehen Dir die Wege zu Ruhm und Ehren offen, Du kannst in wenigen Jahren spielend erreichen, wonach Tausende ihr ganzes Leben lang sich vergebens abmühen. Doch wozu vergeud' ich Worte? Wärest Du ein Mann, Du hättest schon bei meinem Antrage, ohne daß es meines Zuredens bedurfte, Dich entschieden; Du aber

bist im Grunde doch nur ein Kind und nicht im Stande die Vortheile zu ermessen.

Durch Albin's Herz fuhr es bei diesen Worten wie ein Dolchstich.

Die Schlange hatte in schlauer Erkenntniß seines Charakters dessen verwundbarste Stelle getroffen; sein Stolz, seine Eitelkeit bäumten sich auf und zerstäubten mit einem Male jede Bedenklichkeit.

Der Kampf entschied sich zu Gunsten der Marchesa.

„Gnädige Frau", versetzte Albin, „wenn auch erst vierzehn Jahre alt, bin ich doch kein Kind mehr. Ueberlegung ziert den Mann und ich habe überlegt."

„Und Dein Entschluß?" fragte lauernd die Dame.

„Ich willige ein, bei Ihnen zu bleiben."

„Steht dieser Vorsatz fest?"

„Ja!"

„Wirst Du Mann bleiben und ihn behaupten?"

„Gewiß!"

„Du sollst es nicht bereuen. Jetzt, mein Sohn, sind wir einig, begib Dich wieder in Dein Cabinet."

Albin vollzog den Befehl seiner neuen Protectorin, die Sirene hatte ihren Zweck erreicht.

Als Ulysses an dem steilen Felsen am Meeresufer, wo die Sirenen, die schönen Töchter des Achelous, ihren Wohnsitz hatten, vorüberschiffte, ließ er, um ihren Schlingen zu entgehen, um durch die Schönheit ihres Gesanges nicht verlockt zu werden, sich an den Mastbaum seines Schiffes binden und seine und seiner Gefährten Ohren mit Wachs verstopfen.

Ob diese Vorsichtsmaßregeln eines wirklichen Helden — als welcher Ulysses gepriesen wird — würdig waren? bleibe zur Entscheidung den Griechen und ihrer Mythologie überlassen, der kluge Ulysses erreichte damit jedenfalls seinen Zweck, und die Sirenen — es waren deren nach Homer zwei — geriethen über seinen Widerstand in solche Verzweiflung, daß sie sich vom Felsen herab in's Meer stürzten und deren untere Leibeshälften, von den Hüften angefangen, sich in Fische verwandelten.

Hätte Albin vor den Klängen der neuen Sirene sein Ohr verstopft, sie wäre sicher auch in Verzweiflung gerathen, und nicht bloß die Hälfte, sondern ihre ganze Gestalt hätte ihm die Schlange gezeigt.

. . . .

Marquard hatte am Morgen kaum das Lager ver-

lassen, als er zur Marchesa beschieden wurde, wo er den Bruder bereits antraf.

Die Dame theilte ihm mit, was sie für Albin zu thun entschlossen sei, und sprach die Erwartung aus, daß er dem Glücke des Jünglings nicht hinderlich entgegentreten würde.

Marquard fand das Anerbieten der Marchesa durch das frühere Verhältniß seiner Mutter zu ihr motivirt und versuchte bezüglich der vorgeschlagenen zeitlichen Trennung einige bescheidene Einwendungen. Nachdem jedoch diese in der Weise wie früher bei Albin bekämpft wurden, überließ er die Entscheidung dem Bruder.

Diese fiel natürlich bejahend aus.

Marquard's Augen erweiterten sich, um seine Lippen spielte ein schmerzhaftes Lächeln.

Daß der Jüngling sich so rasch entschließen werde, ihn zu verlassen, hatte er nicht erwartet, er wußte nicht, welchen Kampf Albin bereits überstanden.

Marquard vermied es, dem jüngeren Bruder irgend welche Vorstellungen zu machen, er wußte, daß, wenn dieser einmal einen Vorsatz gefaßt hatte, man ihn nicht so leicht davon abzubringen vermochte, und dann schmeichelte er sich mit der Hoffnung, der Jüngling werde

nach einigen Tagen, von Sehnsucht übermannt, freiwillig zu ihm zurückkehren, da er von Jugend auf an ihn gewöhnt war.

Der ganze Vorfall berührte ihn indessen so schmerzlich, daß er seinem Aufenthalte im Jagdhause ein Ende machte und unter einem schicklichen Vorwande, mit dem Versprechen, in einigen Tagen wiederzukommen, sich verabschiedete.

Die Marchesa ließ Albin nicht mehr aus den Augen und verhinderte, daß Marquard mit ihm allein blieb.

Beim Abschiede zeigte Albin eine staunenswerthe Selbstüberwindung, er umarmte den Bruder, küßte ihn, so furchtbar jedoch der Schmerz in seiner Brust wüthete, er vergoß keine Thräne, er wollte seiner Beschützerin zeigen, daß er ein Mann sei.

Marquard stand einem neuen Räthsel gegenüber; er seufzte und verließ traurig das Jagdhaus.

Zweites Kapitel.

Die Schlange als Mutter.

Außer der Liebe gibt es nur noch Eine Leidenschaft, welche jener zähen Ausdauer, jener Kraftentfaltung fähig ist wie sie — die Rache.

Was hatte die Marchesa nicht Alles gelitten, unternommen, um die gewaltige Leidenschaft, welche ihre Brust in einen Vulkan umgewandelt, zu befriedigen?

Mit welcher Katzenvorsicht begann sie an ihr Ziel heranzuschleichen!

Was sie bis jetzt ausgeführt, waren nur noch Vorbereitungen zu dem fürchterlichen Drama, welches ihre blutige Phantasie ersonnen, es waren nur die Mittel zum Zwecke.

Ihre Selbstverstümmelung, die Wahl des einsamen Waldhauses zur Wohnung, das Geheimnißvolle, mit dem sie sich, ihr Haus und ihr Thun umgab, der Frauenkreis, den sie um sich versammelt, Alles dies waren nur Mittel, ersonnen, um den jungen Menschen, den sie suchte und der vom Zufall ihr in die Arme geführt wurde, zu umstricken.

Die Mittel dieser gefährlichen Frau waren so schlau gewählt, daß sie bei jedem vierzehnjährigen Jünglinge den nämlichen Erfolg wie bei Albin erzielen mußten.

Nachdem sie den jungen Menschen erfaßt hatte, begann sie jene Schlangenringe um ihn zu ziehen, welche ihn ganz und gar ihrer Gewalt anheimgeben sollten, damit keine Vorstellung, keine Ueberredung ihn ihrem Einflusse entreiße.

War die Macht, welche Marquard bisher über Albin ausübte, gebrochen, dann erst hatte die Marchesa sich das Werkzeug ihrer Rache gesichert.

Nachdem Marquard das Waldhaus verlassen, umarmte die Mutter aus den Wolken ihren Sohn, liebkoste ihn zärtlich und sagte zu ihm: „Bisher hattest Du nur Eine Liebe, die zu Deinem Bruder, von jetzt an besitzest Du auch die einer Mutter; ach Albin, wird Dein Herz Raum genug haben für diese zweite Liebe?"

Der Jüngling ergoß sich in einen Strom von Betheuerungen, die eine günstige Aufnahme fanden.

Die Marchesa leitete ihn hierauf in ein Gemach, wo er zwei Mädchen traf, welche ihm als Gesellschafterinnen der neuen Mutter vorgestellt wurden.

Es waren reizende Geschöpfe, äußerlich ohne Makel, ohne Fehl, gleich jenen keuschen römischen Priesterinnen, denen es oblag, das geheiligte Feuer der Vesta stets im Brande zu unterhalten.

Eine der Schönen hielt eine Laute in den Armen, deren Töne beim Eintritte der Marchesa verstummten, die andere saß am Rahmen, die Augen auf die bunte Stickerei gesenkt, ohne daß sie es wagte, den Blick zu erheben.

Die unerwartete angenehme Gesellschaft übte auf den Jüngling den beabsichtigten Reiz und verscheuchte rasch den Schmerz über die Trennung von dem Bruder.

Die Mutter mit kunstgeübter Hand knüpfte unbemerkt die Fäden, welche den jungen Menschen und die beiden Mädchen einander näher bringen sollten, Albin gewann bald seine Unbefangenheit und überließ sich dem lebhaften Eindrucke, den Anmuth und Schönheit jedes Mal üben.

Auf Befehl der Marchesa mußte die Laute wieder ertönen, und der Jüngling lauschte entzückt dem duftigen Liedchen, welches von den Lippen der reizenden Sängerin floß, während ihre schlanken rosigen Fingerchen in den harmonisch gestimmten Saiten wühlten.

Der letzte Ton verhallte, das gesprochene Wort trat an die Stelle der Musik, doch dem Jünglinge dünkte jeder Laut, welcher über die Pfirsichblüthen-Lippen quoll, wie Wohlklang und Harmonie.

Die Unterhaltung bewegte sich in keinem regelmäßigem Geleise, sondern flog, wie die Bienen von Blume zu Blume, um aus jeder ihr Honigtheilchen zu sammeln. Dabei kam unter Anderem auch die Sprache auf Marquard's Einführung durch Fräulein Editha von Falk, und Albin verrieth, daß ihm die Abenteuer des Bruders in jener Nacht bekannt seien.

Die Marchesa stellte sich, als sähe sie darin einen Wortbruch von Seiten Marquard's, der doch Verschwiegenheit über diese Vorfälle gelobt hatte; Albin vertheidigte den Bruder.

„Mir gegenüber", sprach er, „brauchte Marquard aus seinem Erlebnisse kein Geheimniß zu machen, da Sie, gnädige Frau, ihm auftrugen, mich hieher zu bringen, und ich früher oder später doch selbst Alles mit angesehen haben würde."

„Kann man auf Deine Verschwiegenheit bauen?"

„Wenn ich einmal mein Wort gebe, ja."

„Wahrscheinlich so fest, wie auf die Verschwiegen-

heit Ihres Herrn Bruders", lächelte spöttisch die reizende Sängerin.

Albin sah sie mit schelmischem Blicke an und sagte: „Versuchen Sie es, vertrauen Sie mir ein Geheimniß an, und Sie werden sehen, ob ich verschwiegen sein kann?"

„Ich möchte die Probe wagen", lautete die Antwort, „leider besitze ich keine Geheimnisse."

„Keine? Wer weiß?"

„O, o, Herr Depaul!"

„Haben Sie keinen Vetter, oder wie die Nachbarn es nennen, keinen Liebsten?"

Die schöne Sängerin wurde über und über roth, das andere Fräulein lachte laut auf, die Bewegung der verschleierten Dame verrieth Ueberraschung.

„Was wissen Sie davon?" fragte die Schöne am Stickrahmen.

„O genug, ich weiß, daß schöne Mädchen einen Mann zum Liebsten wählen und daß dies allemal ein Geheimniß ist."

„Ist Ihr Bruder bereits eines Mädchens Liebster?"

„Er hofft es in Kurzem zu werden."

„Und wer ist das Mädchen?"

„Das darf man nicht verrathen.“

„Ah, Sie verstehen also wirklich zu schweigen?“

„Wie Sie sich eben überzeugen. Da wir grade von dieser Sache sprechen, könnten Sie mir vielleicht ein Räthsel lösen.“

„Lassen Sie hören.“

„Vor Kurzem bat auch ich ein Mädchen, mich zum Liebsten zu wählen —“

Die drei Damen stutzten.

„Das Mädchen“, fuhr Albin fort, „lachte mich aus und sagte, ich hätte mir Dinge in den Kopf gesetzt, die ich nicht fassen könne. Das erscheint mir nun räthselhaft. Warum soll ich diese Dinge nicht fassen können? Ich habe in der Schule Alles begriffen, man brauchte es mir nur zu erklären.“

Wer in diesem Momente den Blick der Marchesa hinter dem Schleier hätte sehen können, würde sich davor entsetzt haben. Phosphorfunken sprühten aus den erweiterten Pupillen, es war der Blick einer Schlange, welcher den Vogel zwingt, von Zweig zu Zweig herabzuspringen und ihr in den Rachen zu fallen.

„Ich begreife, mein Sohn“, nahm sie mit beweg=

ter Stimme das Wort, „daß Dir die Aeußerung des Mädchens räthselhaft erschien, eine Erklärung davon läßt sich jedoch mit Worten nicht geben, eben so wenig wie man einem Blindgeborenen einen Unterschied der Farben zu versinnlichen vermöchte. Du mußt Dich daher gedulden, bis sich Dir das Räthsel von selbst löst."

„Wird es das?"

„Eher, als Du es erwartest."

Diese Unterhaltung gewährte der Mutter aus den Wolken einen Blick in das Herz ihres Sohnes und sie dachte dabei: „Wie in Allem, so wird er auch darin seinem Vater gleichen, er wird sinnlich sein und lüstern wie dieser. Guter Essig wird zeitlich sauer."

. . . .

Der Tag verstrich dem Jünglinge rasch wie eine Sommernacht, wo der Traumgott, der phantasiereichste aller Dichter, uns mit dem heitersten seiner dramatischen Spiele ergötzt.

Allen Regeln des Dramas entgegen findet man in diesen Dichtungen keine der drei bedingten Einheiten: Märchen, Tragödie und Lustspiel sind oft in-

einander verwoben und merkwürdiger Weise endet jedes Stück an der effektvollsten Stelle, ohne Befriedigung und konsequente Lösung, der Knoten wird in Alexander'scher Weise zerhauen, indem man — erwacht.

Das Seltsamste in diesen Spielen bleibt es jedoch, daß der Träumende jeder Zeit mit der Hauptrolle bedacht ist und daß er seine improvisirte Aufgabe mit einer bewunderungswürdigen Kunstfertigkeit löst. Er füllt, wie die Recensenten schreiben, jedes Mal seinen Platz vollkommen aus.

Albin, obgleich er wachte, kam es dennoch vor, als umgaukelten ihn Gestalten eines angenehmen Traumspieles, das Anmuthige und Zarte einer Frauengesellschaft, ihm bisher fremd, flößten ihm ein so lebhaftes Interesse ein, daß er keine Zeit gewann, der Trennung von dem Bruder zu gedenken. Ein neues Blatt im Buche des Lebens nahm seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch, Gefühle, welche im alleinigen Umgange mit Marquard noch einige Jahre bloße Ahnungen geblieben wären, zeitigten rascher unter dem Einflusse von Frauenaugen, deren Gluten gleich der Treibhaushitze frühreife Früchte erzielen.

Marchesa Vandetta sorgte dafür, daß Zerstreuung

auf Zerstreuung folgte und der Jüngling nicht zum Ueberlegen, nicht zur Besinnung kam; sie schmiedete mit Emsigkeit an den Fesseln, welche ihr Opfer immer fester an sie ketten sollten.

Bald beschäftigte sie ihn auch mit Plänen für die Zukunft, mit den glänzendsten Aussichten zum Ziele, bald wieder mit dem zauberischen Bau von Luftschlössern, und weckte in ihm Ehrgeiz, Ruhmsucht und die Lust zu Abenteuern.

Albin überließ sich widerstandslos dem Einflusse der Frau, deren Herrschaft über ihn sich immer weiter ausbreitete, ähnlich jenen Eroberern, die, wenn sie erst den feindlichen Boden mit Einem Fuße betraten, mit ihren Waffen sich das ganze Land unterwerfen. Und welche Waffen besaß nicht Marchesa Vendetta!

Rasch wie der erste Tag verflog dem Jünglinge auch der zweite, der Abend fand ihn in Gesellschaft der neuen Mutter, die in einem Armstuhle saß, während er in einem großen Buche blätterte, in einer bebilderten Chronik, deren Inhalt ihn in längst vergangene Tage zurückversetzte.

„Gefällt Dir das Buch, mein Sohn?“ fragte ihn die Dame, die Stille unterbrechend.

„Gewiß, gnädige Frau", lautete die Antwort, „ich erfahre daraus eine Menge Dinge, welche mir bisher fremd waren."

„Deine Wißbegierde freut mich; die Gelegenheit, recht viel zu lernen, soll Dir bald geboten werden."

„In diesem Hause?"

„Anfangs hier, später auf der Reise."

„Ich verspreche, fleißig zu sein, gewiß recht fleißig."

„Du wirst mir damit große Freude bereiten, und ich werde nicht ruhen, bis ich Dich zum glücklichen Menschen gemacht. Wirst Du mich dafür auch recht innig lieben?"

„O, gnädige Frau", versetzte Albin wie begeistert, „wenn Sie wüßten, wie innig ich Sie jetzt schon liebe!"

„Du fühlst Dich also zufrieden?"

„Zufrieden bis auf Eines."

„Und das ist?"

„Daß ich meine Wohlthäterin nur an ihren Werken kennen darf."

„Ah, Du willst ein Mann sein und bist neugierig!"

„Nicht eitele Neugier ist's, die mich diese Worte aussprechen läßt, sondern der Wunsch, das Bild meiner

Beschützerin meinem Geiste einzuprägen, wie deren Wohlthaten sich mir bereits in's Herz geschrieben."

Die Marchesa sann eine Weile nach, dann erwiderte sie:

„Du weißt, mein Sohn, daß ein Gelübde mir verbietet, mein Antlitz vor jedem Manne zu entschleiern, indessen, wem es wie Dir gestattet ist, fortwährend um mich zu sein, den wird sicher einmal ein günstiger Moment zufällig erblicken lassen, was ich ihm nicht gewähren darf."

Sollte dieser Trost den Jüngling bloß bescheiden, oder gedachte die Marchesa ihn in Wirklichkeit ihr entsetzlich verstelltes Antlitz, als geschähe es zufällig, sehen zu lassen?

War der Eindruck, den ihr Gesicht auf ihn machen mußte, geeignet, ihre Absichten zu begünstigen?

Die erfahrene Frau machte sich aus der Wirkung kein Hehl, sie knüpfte daher ihren Schleier sorgfältiger wie bisher, ersann jedoch ein trügerisches Spiel, welches den jungen Menschen nicht nur in einer ihr günstigen Weise befriedigen, sondern in der Kette, mit welcher sie ihn umschlang, einen Ring mehr bilden sollte.

Was führte das dämonische Weib im Plane?

Wir wollen es in wenigen Zeilen erzählen.

Am Morgen nach der eben wiedergegebenen Unterredung begab Albin sich nach dem kleinen Garten, welcher am Waldhause lag, weil er hier, wie am vorhergehenden Tage, um dieselbe Zeit die Herrin zu treffen hoffte.

Das Gärtchen war leer.

Er wartete eine Weile, die Marchesa kam nicht.

Der Jüngling kehrte in das Haus zurück, traf in dem Corridor Susanna und erkundigte sich, ob die Dame heute schon sichtbar gewesen?

Das Mädchen antwortete, die gnädige Frau befinde sich bereits in ihrem Arbeitszimmer.

Der Blondkopf begab sich also dahin.

Er trat unbefangen und ahnungslos ein.

Das Zimmer war leer, die Thür jedoch, welche von hier in's Schlafgemach der Dame führte, angelweit offen.

Albin näherte sich ihr, in demselben Momente erblickte er im Schlafgemach die schwarzgekleidete Gestalt der Marchesa, welche ihm dem Rücken zukehrte.

Durch das Geräusch seiner Schritte aufmersam

geworden, wendete sie das unverschleierte Antlitz nach ihm, stieß einen Laut der Ueberraschung aus, sprang zur Thüre und zog sie an sich, dem Jünglinge den Eintritt verweigernd.

Dies Alles währte nur wenige Sekunden, dauerte indessen lange genug, den jungen Menschen das Gesicht einer Frau sehen zu lassen, welches mit so vielen Reizen ausgestattet war, daß es bei jedem Manne den günstigsten Eindruck nicht verfehlen konnte.

Albin blieb wie festgewurzelt stehen, sein Herz pochte unter dem Eindrucke der Ueberraschung heftiger, der Gedanke: „Jetzt habe ich sie gesehen, o, sie ist eben so schön wie gut!“ durchflog seine Seele.

Gleich darauf trat die Marchesa Vendetta, verschleiert wie immer, aus dem Schlafgemache, schalt den Sohn einen kleinen Poltergeist, der ihr am Morgen schon Schrecken bereite, schloß ihn jedoch um so inniger in ihre Arme, um ihn ja sogleich ihr hartes Wort vergessen zu machen.

Das dämonische Weib erkannte an der glühenden Umarmung des jungen Menschen, daß die schöne Frau ihre Wirkung nicht verfehlt habe.

Drittes Kapitel.

Ein glücklicher Tag Marquard's.

Ueber Marquard Depaul war ein doppeltes Herzeleid hereingebrochen, die Trennung von dem Bruder und die Entfernung von dem Gegenstande seiner Verehrung, seiner Liebe.

Editha und Albin waren die beiden Endpunkte einer Achse, um welche sich seine Gedankenwelle fortwährend bewegte.

Seit seiner Rückkehr aus dem Passauer Walde waren kaum vierundzwanzig Stunden verflossen, und der junge Weidmann befand sich schon wieder auf dem Wege nach Mauerbach.

Der Beweggründe zu diesem Gange gab es mancherlei.

Seitdem Marquard allein war, schien alle Freude der schlichten Behausung entwichen, alle Lust zur Thätigkeit verscheucht, es duldete ihn in der vereinsamten Wohnung nicht mehr und er mußte fort — wohin aber sich wenden?

Seine Wahl fiel auf Mauerbach, dorthin zog ihn sein Herz. Editha's Einfluß auf die Marchesa Vendetta und auch auf Albin war vielleicht im Stande, seine Wiedervereinigung mit dem Bruder herbeizuführen, in Mauerbach endlich befand er sich dem Baron Falk nahe, konnte ihn beobachten und dessen Pläne bezüglich der im Halterthale verborgenen Kleinodien vereiteln.

Der junge Mann trat also die Wanderung nach dem genanntem Orte an, doch sollte er ihn diesmal nicht erreichen, ohne ein Abenteuer zu bestehen, dessen Bedeutung er im ersten Momente selbst nicht erfaßte.

Marquard trat eben aus dem Walde heraus, auf die Mauerbacher Straße, als eine in der Richtung gegen den Ort daherjagende Carosse seine Aufmerksamkeit auf sich zog.

Die rasende Schnelligkeit, mit welcher das von zwei Pferden gezogene Gefährte heranbrauste, ließ ihn erkennen, daß die Thiere durch irgend einen Gegenstand scheu geworden, dem Zügel und der Mundkette Trotz boten, daß mithin der Kutscher alle Gewalt über sie verloren habe

Die Wagenfenster waren herabgelassen und Mar-

quard konnte auf der Seite, wo er stand, schon aus der Ferne eine Dame bemerken, die mit ängstlicher Neugierde aus dem Wagen schaute.

Kaum zweihundert Schritte von dem jungen Manne stieß die einherfliegende Carosse an einen mächtigen Sein, flog unter einer heftigen Erschütterung ein paar Schritte nach seitwärts, schleuderte den gallonirten Bedienten vom Bocke und brachte den Kutscher vollendes aus der Fassung.

Die Schwerfälligkeit des nach damaliger Mode breiten Kastens verhinderte zwar einen Sturz des Wagens, indessen war doch Gefahr im Verzuge, denn links und rechts des schmalen unebenen Weges zogen sich Graben dahin, die scheuen Thiere durften nur gegen den einen oder anderen Straßenrand abweichen und das Gefährte mußte in den Graben stürzen.

Der junge Weidmann übersah dies Alles mit einem Blicke, ließ die Karosse herankommen, war mit einem mächtigen Sprunge bei den Pferden und hing sich bei dem einem an den Zügel nahe der Mundkette.

Fast fünfzig Schritte weit schleppten ihn die kräftigen Thiere mit sich fort, endlich machte der Schmerz der tief in den Mund schneidenden Querstange das

eine der Pferde sich aufbäumen und brachte es zum Stehen. Das andere zeigte Miene, den Kampf gegen den kräftigen Arm allein aufzunehmen und begann mit den Hinterfüßen auszuschlagen, nach wenigen Sekunden jedoch gewahrte es, daß die ohnmächtige Wuth nur ihm selbst zum Schaden gereiche, es traf mit dem einen Bein die Deichselstange und verwundete sich. Das Gespann, schäumend und dampfend, war zum Stehen gebracht.

Der vom Bock geschleuderte Bediente hatte sich indessen vom Falle erholt und erklomm wieder seinen Sitz. Marquard, ohne auf die in dem Wagen sitzenden Herrschaften zu achten, rief dem außer Athem gekommenen Kutscher zu: „Gebt mir an Eurer Seite ein wenig Raum, guter Freund, wir wollen den übermüthigen Rennern schon einen Herrn zeigen!“ und ehe noch der Angeredete diesen Wunsch bewilligte oder abschlug, schwang sich schon der kühne Weidmann flink an dessen Seite, nahm ihm die schlaffen Zügel aus der zitternden Hand, zog sie straff und zwang so die edlen Thiere, vor sich herzutanzen, wobei sie mit den dünnen Beinen zierliche Bogen beschrieben, die kleinen Köpfe malerisch warfen, daß der

weiße Schaum wie Schneeflocken umherflog und der Dampf wie aus einem Ventile aus den Nüstern zischte. So fuhr man bis nach Mauerbach.

Wo soll angehalten werden? fragte Marquard den unglücklichen Pferdelenker, welcher indessen Muße genug bekam, sich von seinem Schrecken und der Erschöpfung zu erholen.

„An der Karthause!" lautete die Antwort.

Marquard hielt unter den Linden vor dem Klosterthore, einer frommen Stiftung Friedrich's des Schönen, welche zur Zeit dieser Erzählung wohl durch Krieg und Pest viel gelitten hatte, indessen ihrer ursprünglichen Bestimmung noch erhalten blieb.*)

Als die Carosse stille stand, übergab der junge Mann dem Kutscher die Zügel, schwang sich flink vom Sitz und kam dem Bedienten zuvor, um den Schlag zu öffnen und die darin Sitzenden herauszuheben.

Er half einer jungen Dame und einem jungen Cavalier aus dem Wagen. Der erste Anblick schon ließ erkennen, daß es Ehegatten waren.

*) Die Karthause von Mauerbach wurde unter Josef II. nach 470jährigem Bestande aufgehoben und zum Nutzen der leidenden Menschheit in ein großes Armenhaus verwandelt.

Beide blond, Beide, obwohl äußerlich unähnlich, doch von hervorragender Schönheit, Jedes in seiner Art.

Die Dame schlank, groß, mit einem tiefblauen, strahlenden Auge, einer hohen, marmorglatten Stirne, anmuthsvollen Zügen und im ganzen Wesen ein Gemisch von Majestät und Güte; — der Cavalier nur ein wenig größer und üppiger als sie, mehr brünet, mit dem ewig heiteren Ausdruck im Antlitze und jenem unnennbaren Etwas, welches selbst aus der schlichten Hülle heraus den großen Herrn erkennen läßt, ohne daß darauf irgend ein Werth gelegt wird.

Die Herrschaften standen bereits außerhalb des Wagens, als Marquard sie erkannte und sich tief und ehrerbietig verneigte.

Der Cavalier ergriff zuerst das Wort: „Hat der Rohrer sich beschädigt?“

Der Bediente, an den diese theilnehmende Frage gerichtet war, antwortete kurz: „Nein, Hoheit!“

„Du bist also mit dem bloßen Schrecken davongekommen, um so besser.“

Und zu dem Kutscher gewendet, fuhr er fort: „Und Du, armer Martin, Du wirst auch Angst genug ausgestanden haben?“

„Ach, Hoheit, ich bin unglücklich, daß grade heute . . .“

Der Cavalier fiel ihm lächelnd in's Wort: „Wir hätten zwar unglücklich werden können, allein danken wir dem Himmel, daß Alles ohne Schaden ablief. Du kannst nichts dafür, daß der Hirsch quer über die Straße lief und die unvernünftigen Thiere vor dessen mächtigem Geweih scheu wurden. Der junge Mann da ist zu rechter Zeit gekommen.“

Die schöne Dame lächelte huldvoll und sagte jetzt zu dem Waidmanne: „Du hast eben so viel Muth wie Kraft gezeigt, Du bist doch nicht beschädigt?“

„Nein, kaiserliche Hoheit.“

„Ah, Du kennst uns?“

„Ich bin so glücklich, kaiserliche Hoheit.“

„Wie ist Dein Name?“

„Marquard Depaul.“

„Depaul? Der Name ist kein deutscher“, bemerkte der Cavalier.

„Meine Familie stammt aus den Niederlanden.“

„Wer ist Dein Vater?“ fragte die junge Dame wieder.

„Mein Vater war Piquer in Diensten Seiner Majestät des Kaisers.“

„Ah, und die Mutter bezieht eine Pension?"

„Sie ist, wie der Vater, seit zehn Jahren todt."

„Das ist traurig, sehr traurig. Indessen man hat den Kindern wohl einen Gnadengehalt gegeben?"

Marquard erwiderte traurig mit gesenkten Augen: „Kaiserliche Hoheit, mein Vater starb den Tod des Verbrechers." —

Die Dame wich scheu einen Schritt zurück.

Der junge Mann fuhr nach einer Pause fort: „Er war eines Einverständnisses mit Rokoczy überwiesen."

„Also ein Malcontent gegen den Herrn, dessen Brod er aß, — doch er ist todt, — wenn doch die Väter immer an ihre Kinder dächten, sie würden Manches unterlassen."

Die Dame sprach diese letzten Worte mit dem Ausdrucke tiefen Gefühls.

„Wie alt bist Du jetzt?" fragte der Cavalier den Jägersmann.

„Zwanzig Jahre."

„Er war also bei dem Tode seines Vaters erst zehn Jahre alt", bemerkte der Erstere, zu seiner Gemahlin gewendet.

„Der Arme, obwohl unschuldig, litt doch mit unter dem Verbrechen seines Vaters, indessen, was soll man thun, wenn Eltern ihre eigenen Kinder vergessen?“ —

„Du hast uns einen Dienst erwiesen“, nahm jetzt wieder der Cavalier das Wort, „und wir wollen bloß Deine That im Auge behalten und Dir nützlich sein. Wenn Du in der Lage bist oder einmal in die Lage kommst, uns zu benöthigen, so laß Dich bei mir anmelden, — einstweilen nimm diesen Ring als Andenken an den heutigen Tag, sollte man Dir den Eintritt zu uns verwehren, so weise den Ring vor und man wird Dir Thür und Thor öffnen. Jetzt, theure Therese, laß uns den Besuch der Karthause sogleich benutzen, dem Herrn für die gnädige Rettung zu danken.“

Die Herrschaften nickten dem jungen Manne freundlich zu und begaben sich hierauf, von dem Diener gefolgt, in's Kloster.

Marquard entfernte sich.

Der Ring, welchen er erhielt, war ein Goldreif, an dessen innerer Fläche der Name „Franz Stefan“ eingegraben war.

Die junge Dame, was der Leser wohl schon heraus-

gefunden haben wird, war die Prinzessin Thronfolgerin Maria Theresia, der Cavalier, seit einem Jahre deren Gemahl, Franz Stefan, Herzog von Lothringen.

. . . .

Marquard unterschätzte die Gunst nicht, welche ihm das Glück heute zum ersten Male in seinem Leben zugewendet, doch gedachte er, vor der Hand keinen Gebrauch zu machen, sondern verwahrte den kostbaren Talisman für eine gelegenere Zeit.

Seine Gedanken wendeten sich wieder den Angelegenheiten zu, welche ihn nach Mauerbach geführt, und er begann eben nachzusinnen, wie es anzustellen, um Editha sprechen zu können, als er eine Frauenstimme hinter sich seinen Namen rufen hörte.

Er kehrte sich um und gewahrte Veronika, die Zofe des Fräuleins von Falk.

„Ach, Herr Marquard", ließ sich die dicke Kleine vernehmen, „Sie sind schon wieder in Mauerbach, was führt Sie hierher? Hi hi hi!"

„Du kennst mich?"

„Soll ich Sie nicht kennen? ich bin ja Fräulein Editha's Dienstmädchen."

„Dich führt ein glückliches Ungefähr mir zu."

„Wirklich? Sie nennen 's ein Glück, das freut mich, hi hi hi! Sie hätten mich nicht so rasch wiedererkannt, Sie scheinen keine so scharfen Augen zu haben wie der Wiesel —"

„Wer ist dieser Wiesel?"

„Er ist mein — das heißt, des alten Wachtmeisters Bursche, der auf meine Veranlassung dazu beitrug, Sie nicht in die Hände des gnädigen Herrn gerathen zu lassen, als der Peter — Gott verdamm' seine Gedärme! — Ihre Anwesenheit verrieth."

„Ist der Baron zu Hause?"

„Ja."

„Und Peter?"

„Auch er ist daheim, Gott verdamm' seine Knochen!"

„Veronika, hör' mich an, ich muß heute noch mit dem Fräulein sprechen.

„Sie müssen — warum müssen Sie?"

„Frag' nicht so boshaft, ich möchte . . ."

„Ah, das klingt anders, — ich sage niemals, ich muß mit Wiesel reden, sondern bloß ich möchte."

„Dieser Wiesel ist vermuthlich Dein Schatz?"

„Und was für ein Schatz, ich wünsch' mir in

meinem Leben keinen besseren; seit er den Peter — Gott verdamm' sein Gesicht! — geohrfeigt hat, ist er mir ganz und gar in's Herz gewachsen. So was kann man nur beim Militair finden, sagt der Wachtmeister, und er hat Recht."

„Vergessen wir nicht mein Anliegen?"

„Was für ein Anliegen?"

„Veronika, Du bist schon wieder boshaft."

„Ich boshaft! Fragen Sie nur den Wiesel, ob ich 's bin?"

„Leider bin ich nicht der Wiesel."

„Worin besteht also Ihr Anliegen, ich helf' ja gern, hi hi hi, wenn ich kann."

„Ich wünsche mit dem Fräulein zu sprechen."

„Muß es sogleich sein?"

„Veronika, ich werde Dich beim Wiesel anklagen. Ein Mädchen, welches wirklich liebt, muß auch anderer Leute Gefühle zu würdigen wissen.

Die kleine Dicke verdrehte ihre winzigen Aeuglein und sprach mit Salbung: „Daß ich liebe, weiß der Lorenz — daß ich auch anderer Leute Gefühle würdige, weiß das Fräulein, und daß ich nicht boshaft bin, sollen Sie erfahren. Folgen Sie mir."

„Wohin?“

„Zum Fräulein.“

„Veronika, Du bist ein Engel!“

„Ein Engel? Hi hi hi! Wenn ich ein Engel bin, was ist dann das Fräulein?“

Marquard bemühte sich nicht, für diese spitzfindige Frage eine Antwort zu finden, sondern folgte der voraneilenden Zofe auf dem Fuße nach.

Mauerbach ist kein Labyrinth, folglich bedurfte es auch keines Ariadnefadens, um den jungen Waidmann heraus und nach einer nahen, einsam gelegenen Hütte zu leiten, wo Editha bei einem armen, kranken Weibe als helfender und tröstender Engel verweilte und von wo sie abzuholen ihre Zofe eben ausgegangen war.

Veronika begab sich allein in die Stube und rief die Herrin unter einem leicht ersonnenen Vorwande heraus, wo Marquard ihrer harrte.

Die unverhoffte Anwesenheit des jungen Mannes ergoß Rosenglut über die Wangen der Jungfrau, die Zofe sagte verschmitzt: „Gnädiges Fräulein, ich werde einstweilen bei der Kranken Ihre Stelle einneh-

men!" und huschte in die Stube, die Herrin mit dem jungen Manne allein lassend.

„Fräulein Editha", begann Marquard, „ich trete zagend vor Sie hin, die Furcht, Ihnen durch meine Zudringlichkeit zu mißfallen, belastet meine Seele, zürnen Sie mir nicht, ein zweifaches Herzensweh möge mich entschuldigen."

„Ihre betrübte Miene", erwiderte das Fräulein mit warmer Theilnahme, „verräth mir, daß Sie in Wahrheit leiden und daß, was Sie sagen, kein nichtiger Vorwand ist. Ich zürne Ihnen nicht, bin vielmehr bereit, Sie anzuhören, doch können wir hier nicht stehen bleiben, verfügen wir uns nach jener Laube im Hausgärtchen."

Marquard folgte dem geliebten Mädchen zu dem traulich stillen Versteck, wo Jasmin und Geisblatt ein schattiges Plätzchen bildeten, würdig, zweien Liebesgöttern als luftiges Asyl zu dienen.

Ein Rasensitz bot Beiden Raum genug und sie ließen sich nieder.

„Sie sprachen von einem zweifachen Leid", eröffnete das Fräulein die Unterhaltung, „erleichtern Sie

Ihr Herz durch Mittheilung, was ich thun kann, Ihnen zu helfen, soll geschehen."

„Ich sprach von einem doppelten Herzensweh", begann Marquard, „daß Sie mich trotzdem anhören, ermuthiget mich; das eine wovon ich sprechen will, werden Sie gewiß schon errathen haben ..."

„Fahren Sie fort, Herr Depaul, fahren Sie fort ..."

„Sie muntern mich auf, Sie befehlen mir fortzufahren, und müssen doch schon an meiner zitternden Stimme erkannt haben, wovon ich zu reden beabsichtige?"

Die Jungfrau sah den Jägersmann mit einem zaubervollen Blicke an und sprach weich und zärtlich: „Ich ahne, was ich vernehmen werde, und sage dennoch, fahren Sie fort!"

„O mein Gott, ich danke Dir, daß Du mich den glücklichen Tag wählen ließest, der mir zu verheißen scheint, was zu erringen, ich sobald nicht gehofft!"

„Ja, mein Freund, die Stunde, die Sie gewählt haben, ist eine glückliche, o vermöchten wir sie zu fesseln, aber sie wird vorüberfliehen, flüchtig, wie alle ihre rosigen Schwestern, und dann — dann —"

„Was dann?“ fragte Marquard, erschreckt von dem schwermüthigen Tone der Jungfrau.

„Dann“, fuhr das Fräulein traurig fort, „dann werden die grauen Horen an die Stelle der rosigen treten, jene bleischweren Stunden, die einmal gekommen, auch nimmer zu scheiden scheinen.“ —

„O, mein Gott, welche trübe Verkündigung! Was ist, seit ich Sie sah, vorgefallen, was haben Sie erfahren, Fräulein?“

„Ich bin unvermögend, etwas Bestimmtes anzugeben, kein eigenes Erlebniß läßt mich so sprechen, sondern bloß gewisse Anzeichen, die mir als bevorstehend verkündigen, was ich fürchte. Und das eben ist der Grund, warum ich Sie bat und noch bitte, fortzufahren, die Zeit, wo auch ich des Trostes bedürfen werde, ist — mir sagt 's mein Herz — nicht mehr fern, und woraus vermöchte ich sonst Trost zu schöpfen, wenn nicht aus dem Herzen, worin alle Hoffnung, aller Glaube geborgen sind, gleichviel ob in Tagen des Uebermuthes oder der Drangsale. Ach, Herr Marquard, warum kann denn die Sonne vom Gewölk verfinstert werden, vom Gewölk, welches so tief unter ihr dahinzieht?“

„Ihre Worte erfüllen mich mit lebhafter Besorgniß“, antworte der junge Mann, „wenn Ihre Ahnung sich verwirklichen sollte, wenn das Gewölk in der That heranzöge, unsere kaum aufgegangene Morgensonne zu verdunkeln, o dann thut es doppelt Noth, daß wir, wenn auch nur für die Dauer von Stunden, uns der Klarheit und Heiterkeit des Himmels freuen, daß wir den Lichtstrahl in den Busen senken, um uns der Gefühle darin bewußt zu werden.“

Editha lächelte wehmüthig, ergriff Marquard's Hand, legte sie an ihr pochendes Herz und fragte mit dem unbeschreiblichen Tone, in welchem Glut und Wonne sich vermählen:

„Sind wir unserer Gefühle uns nicht bewußt? Kann Ihr leuchtender Blick, Ihre bebende Stimme Anderes bedeuten, wie dieses laut schlagende Herz? Fühlen Sie nicht auch, wie ich, namenlose Seligkeit Ihre Brust durchziehen, hören Sie nicht auch, wie ich, aus der Tiefe herauf eine wunderbare Harmonie tönen, die jeden Nerv vor Wonne zittern macht, jeden Blutstropfen mit doppelter Glut erfüllt und aufzischen läßt, wie Oel im Feuer? Marquard, sprechen Sie, sind wir unserer Gefühle uns noch nicht be-

wußt? Hat sich in Ihrem Inneren, wie in dem meinigen, nicht eine Welt von Blumen und Sonnenlicht aufgethan, Blumen, deren Aether unser Gehirn mit nie geahnter Betäubung umhüllt, aber nicht um uns bewußtlos zu machen, sondern um uns ein Paradies auf Erden vorzuzaubern, einen Traum, überreich an Entzücken und Seligkeit? Und Sie meinen noch immer, wir wären unserer Gefühle uns nicht bewußt? Sie umschlingen mich mit Ihrem Arm, ich dulde es nicht nur, sondern schmiege mich an Ihre Brust, unsere Pulsschläge lauschen einander, Ihre Wange fühlt das Glühen meiner Stirn, ich umklammere Sie wie meinen Schutzgeist, wie meinen Engel, und denke mir, wie Sie: „Jetzt mag die Erde versinken, ich lebe im Himmel!"

„Bei dem Allmächtigen!" rief Marquard, bei dieser leidenschaftlichen Sprache von Wonne berauscht, „wenn es auf Erden einen Himmel gibt, so haben wir ihn errungen!"

Editha küßte ihn glühend und fragte mit dem Zaubertone der Liebe:

„Denken Sie noch, wir seien unserer Gefühle uns nicht bewußt?"

Der junge Mann erwiderte den Kuß und die Rede:

„Ich denke nichts mehr, als daß ich der glücklichste Mensch auf Erden bin.

„Wenn ich es nicht wäre!“ versetzte die Jungfrau, selig lächelnd.“

Die Liebenden hielten sich mehrere Minuten lang umschlungen, selig trunken sich dem überströmenden Gefühle überlassend; Keines hatte das Wörtchen „Liebe“ gesprochen und doch waren Beide überzeugt und trugen die Ueberzeugung im Busen, sich anzugehören für's ganze Leben.

„Meine Editha!“

„Mein Marquard!“

Das waren die Worte, die nach der stillen Pause zuerst über ihre Lippen flossen, bloß um zu hören, wie süß das Wörtchen, „Mein“ klingt, wenn es dem Namen des geliebten Wesens vorgesetzt wird.

„Ja, mein Marquard“, lispelte dann die Jungfrau traulich und zärtlich, ich gehöre Ihnen an, Ihnen und keinem Anderen so lang' ich athme, so lang' mit meinem Blut ein Wille in mir lebt. Als ich Sie das erste Mal im Walde sah, gefiel mir Ihr Muth,

als ich aus dunkler Kammer Fragen an Sie richtete, erwachte die Theilnahme an Ihrem Geschicke, und als Sie im Ballsaale vor mir standen, drang Ihr Augenstrahl in meine Brust und rüttelte das süße Gefühl wach, welches bis dahin in mir geschlummert."

„Und doch", lächelte der junge Mann, „haben Sie an dem Abende in Ihrem Gemache sich geweigert, mich anzuhören, als ich von meinem Gefühle sprach." —

„Ach, mein Gtliebter, noch vor wenigen Tagen beherrschte mich der Gedanke, Sie zu prüfen, bevor ich Ihnen vertraute, bevor ich Sie meine Liebe erkennen ließ; seit ich aber jene Anzeichen wahrnahm, die mir ein nahes Gewitter zu erkennen geben, hat das Gefühl mich übermannt, die bevorstehende Gefahr machte nicht nur meine Liebe wachsen, sondern flößte mir auch den Drang der Mittheilung ein, weil ich in dem gegenseitigen Geständnisse, in der Gewißheit den stützenden Stab erblickte, der die Liebe im Sturme aufrecht hält. In ruhigen Tagen genügt das Bewußtsein, sich anzugehören, um Gefahren und Drangsale zu überstehen, klammert man sich an das Wort, welches Liebe gestanden und Treue gelobt."

„Und welches sind jene Anzeichen", fragte der

Waidmann, „welche Sie Gefahren für unsere Liebe vermuthen lassen?"

„Seit ein paar Tagen spricht der Vater häufiger und geheimnißvoll mit Peter und fuhr zweimal hintereinander nach Wien, daraus schließe ich, daß er mit der Tante in Wien meinetwegen verkehrt, man wird mich unter ihre Obhut stellen und das ist das Schlimmste, was mir begegnen könnte; denn sie ist eine strenge, eine harte Frau, eine Frau ohne Gefühl, ohne Erbarmen."

Marquard enthielt sich jeder Einsprache, doch theilte er die Ansicht der Geliebten nicht. Er sah in den eben erwähnten Anzeichen keine Gefahr für Editha, sondern brachte sie in Zusammenhang mit dem Geheimnisse im Halterthale.

„Das Behältniß mit den Thron-Insignien", dachte er, „soll vermuthlich aus dem Versteck nach seinem Bestimmungsorte gebracht werden, deshalb der heimliche Verkehr des Barons mit seinem Vertrauten und die Reisen nach Wien. Jetzt heißt es, die ganze Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand richten, damit die Gelegenheit, den gefaßten Vorsatz auszuführen, nicht entschlüpfe!"

Der junge Mann tröstete die Geliebte mit liebevollen Worten, ohne sie jedoch durch Enthüllungen zu beunruhigen.

Nachdem das Gespräch der Liebenden allmälig aus der geistigen Sphäre der Gefühle in die der Wirklichkeit übergegangen war, kam Marquard, von Editha gemahnt, auch auf das zweite Herzensweh zu sprechen, welches ihn zu dem heutigen Besuche veranlaßt hatte.

Er erzählte dem Fräulein seine Trennung von Albin, die räthselhafte Umstimmung des Bruders und bat sie schließlich um ihren Einfluß zur Herstellung des früheren Verhältnisses zwischen ihm und dem Jünglinge.

Die Geliebte suchte ihn zu beruhigen.

„Ich begreife", sagte sie unter Anderem, „daß die Trennung von dem Bruder Sie schmerzt; allein Sie müssen bedenken, daß die Marchesa sein Glück zu begründen in der Lage ist, und daß sie ohne Zweifel mit der seltenen Herzensgüte, die ihr eigen, nichts verabsäumen wird, die vortrefflichen Anlagen des jungen Menschen ausbilden zu lassen. Wenn Sie indessen ernstlich darauf bestehen, mit Albin wieder

vereiniget zu werden, so werden wohl weder die Marchesa noch er Ihnen dauernden Widerstand leisten. Ihre Hoffnung, daß ein paar Tage genügen dürften, Albin's Sehnsucht nach Ihnen erwachen zu lassen, theile auch ich, es wird dann von selbst erfolgen, was zu erlangen jetzt einige Mühe kosten würde."

„So weit waren die Liebenden in ihrer Unterhaltung vorgeschritten, als Veronika durch das Gärtchen zur Laube geeilt kam und mit vertraulicher Hast erzählte, sie habe durch's Fenster den Peter — Gott verdamm' seine Haut! — unweit der Hütte vorüberschleichen und die Späherblicke nach allen Seiten werfen sehen, vermuthlich in der Absicht, das Fräulein, welches zu Hause bereits vermißt werde, zu suchen.

Editha fühlte die Nothwendigkeit, sich von dem Geliebten zu trennen, und Marquard konnte keine Einsprache wagen.

Er ergriff ihre Hand und führte sie nochmals an seine Lippen; die Jungfrau reichte ihm, ohne die Anwesenheit der Zofe zu beachten, den Rosenmund dar und lispelte:

„Küssen Sie mich zum Abschiede so heiß, so tiefinnig Sie es vermögen, mein Kuß wird dennoch glü-

hender sein. Ihr Bild wird nicht aus meiner Seele weichen, wo immer wir auch weilen mögen, meine Gedanken werden immer bei Ihnen sein. Es komme Gutes oder Schlimmes, ich gehöre Ihnen für's ganze Leben. Ich schwöre es bei dem mir heiligsten Andenken, bei dem Andenken an meine Mutter!"

Den Geliebten umschlingend, küßte sie ihn mit der ganzen Glut ihrer Seele und lispelte:

„Leb' wohl, Marquard, und bleib', wie Du bist. Gott mit uns!"

Dann entwand sie sich sanft seiner Umarmung und eilte aus dem Gärtchen.

Veronika folgte ihr, wischte sich runde Tröpflein aus den kleinen blinzelnden Aeuglein und murmelte:

„Und eine solche Liebe will der Peter verderben helfen? Gott verdamm' seine Lunge!" . . .

. . . „Gott mit uns!" waren Editha's letzte Worte, die noch im Ohre Marquard's tönten, und „Gott mit uns!" wiederholten leise seine Lippen.

„Gott mit uns!" rufen die Taucher, wenn sie sich hinab in den Meeresgrund senken, um die Perlen aus dessen Tiefe zu holen; „Gott mit uns!" rufen die Jäger, wen sie sich aufmachen, Klippen und Felsen

Trotz zu bieten, um des Bergwildes Fährte zu folgen; „Gott mit uns!“ rufen die Segler, wenn sie sich den Gefahren des Oceans überlassen, und doch kehrt oft der Taucher nicht mehr an die Oberfläche zurück, und doch stürzt nicht selten der gewandteste Gemsenjäger in den gähnenden Grund, und doch scheitert so manches Fahrzeug und bettet Mensch und Gut in's kühle Grab.

Ist ein dunkles Loos vielleicht auch dem jungen Paare beschieden, im Kampfe gegen die Verhältnisse, gegen die Stürme des Lebens?

Wir wagen es nicht, gewaltsam der Zukunft Schleier zu lüften, der Leser möge daher keine vorzeitige Antwort erwarten, sondern sie im weiteren Verlauf der Erzählung suchen.

Wir haben diesem Kapitel die Aufschrift: „Ein glücklicher Tag Marquards“ gegeben, das folgende wird zeigen, daß dieser Tag seinem Charakter treu blieb und eben so endet, wie er begonnen.

Freilich war dies nur ein Tag, und „Zeit und Weile sind ungleich“, sagt schon ein altes Sprüchlein.

Viertes Kapitel.

Der glückliche Tag Marquard's endet in entsprechender Weise.

So heiß Marquard das Fräulein von Falk liebte, besaß er doch eine so preiswürdige Charakterstärke, daß bei ihm die Leidenschaft nie die Alleinherrschaft errang; als daher die Geliebte sich entfernt hatte, wendeten sich seine Gedanken von der Tochter ab und dem Vater zu, und die in der hohlen Buche im Halterthale verborgenen Kleinodien traten wieder in den Vordergrund seiner Seele.

Eine Ahnung flüsterte ihm zu, daß er noch heute auch nach dieser Richtung hin einen Schritt vorwärts thun würde, und er ging aus der Hütte mit dem Entschlusse, Mauerbach nicht zu verlassen, sondern den Baron und seinen Vertrauten im Auge zu behalten.

Um dies bequemer und ohne aufzufallen zu bewerkstelligen, gedachte er, sich zu einem ihm bekannten Insassen zu verfügen, der einen Holzhandel trieb, indem er das in den nahen Wäldern gefällte Holz

in größeren Partieen ankaufte, mit seinem Gespann auf den Markt nach Wien führte, wo er es mit Nutzen verhandelte.

Der junge Waidmann hatte die Hütte seines Bekannten noch nicht erreicht, als er in der Ferne zwei Männer daherschreiten sah.

Im Zwielicht des heraufgezogenen Abends erkannte er, sobald sie sich ihm näherten, in dem einen von ihnen den Vertrauten des Barons Falk, der andere war ihm fremd.

Marquard trat hinter einen nahen Zaun, ließ Beide an sich vorübergehen und folgte ihnen dann in entsprechender Entfernung nach.

Der Fremde trug ein ungarisches Gewand, wie sich dessen die Bürger in den magyarischen Städten zu bedienen pflegen, ein enges Beinkleid von dunkelblauem Tuche, eine eben solche schwarz beschnürte Jacke, hohe Zischmen, um den Hals ein schwarzes Tuch und auf dem Kopfe einen breit geränderten Hut, verziert mit schwarzer Straußfeder.

Der Ungar zeigte eine kräftige, martialische Gestalt und besaß, wie Marquard im Vorübergehen gewahrte,

ein hageres Antlitz mit einem starken, spitz gedrehten Schnurrbart.

Der Diener des Barons gebrauchte die Vorsicht, leise zu sprechen, so oft aber der Magyar sprach, konnte der junge Mann hinter ihnen, was dieser sagte, deutlich hören; denn er war ärgerlich und mäßigte seine Stimme nicht, trotz allen Ermahnungen Peter's.

„Zum Teufel!“ hörte Marquard ihn rufen, „das kann des Barons Ernst nicht sein.“.

Auf des Dieners leise Gegenrede entgegnete er wieder so laut, wie früher: „Ihr mögt sagen, was Ihr wollt, es ziemt sich nicht, mich in ein verfluchtes Bauernloch zu stecken, während der Edelhof Raum genug zur Aufnahme eines Gastes bietet. Was liegt an der Einquartierung? Ich bin mit ordentlichen Papieren versehen, wie kann auf mich ein Verdacht fallen? Euer Baron ist ein Hasenfuß, der gern Kraut fressen möchte, dem es aber um seinen Balg bangt; wer zu unserer Partei hält, muß den Muth besitzen, etwas zu wagen und nicht ohne Noth treuen Gesinnungsgenossen den Stuhl vor die Thür setzen. Uebrigens hat Euer Patron die Einquartierung frei-

willig in's Haus genommen, um sich den Schein der Loyalität zu geben, das nennt man auf beiden Schultern tragen und kann ihm übel bekommen."

So heftig indessen der Heißblutige gegen eine Herberge in einer Bauernhütte protestirte, er mußte sich am Ende doch fügen, und Marquard sah zu seiner freudigen Ueberraschung, daß Beide in die nämliche Hütte traten, wohin auch er sich zu begeben gedachte.

Es war die Hütte seines Bekannten, des Holzhändlers Florian Weiz.

„Der Zufall ist mir günstig", dachte der junge Mann, „ich werde Alles d'ran setzen, mit dem Ungar unter einem Dache zu wohnen; er ist ohne Zweifel ein Sendling Rakoczy's und seine Ankunft muß mit den Kleinodien im Halterthale in irgend einem Zusammenhange stehen."

Die Thür der Hütte im Auge behaltend, stellte er sich in mäßiger Ferne auf, um die Ein- und Ausgehenden genau zu erkennen.

Nach kaum zehn Minuten trat Peter allein heraus und eilte dem Edelhofe zu.

„Der Ungar", dachte Marquard, „ist richtig in

der Hütte zurückgeblieben, nun will ich noch ein halbes Stündchen warten und dann bei meinem Bekannten einsprechen."

Wie gedacht, so führte er 's auch aus.

Florian Weiz, ein vierzigjähriger blondhaariger Hagestolz, mit einem viereckigen Gesichte und einem Brustkasten, daß man darauf Steinsalz hätte zerschlagen können, nicht groß aber robust, eine Gestalt aus den Zeiten, wo man noch Gewänder von Büffelleder und Eisen trug, dagegen ein Charakter, welcher der Zeit, wo er lebte, vollkommen angehörte, ein Gemisch von Gutmüthigkeit, Heuchelei, Verschmitztheit und Eigennutz, der zu Allem fähig war. Florian Weiz also saß in der Vorderstube am großen runden Tische, vor sich eine mächtige Schüssel mit Mehlklößen und geräuchertem Fleisch, neben sich seine Wirthschafterin, eine alte Base, die klein, hager, runzelig und taub war und Eva hieß.

Der junge Mann trat, freundlich grüßend, in die Stube.

Florian wurde durch den unerwarteten Besuch nicht wenig in Verlegenheit gesetzt. Man konnte sehen, wie er das Viertheil eines mächtigen Mehl-

kloßes im Munde herumschob, ohne es hinabzubringen, weshalb er gezwungen war, den Gruß mit vollen Backen zu erwidern.

Marquard schien davon nichts zu bemerken und sagte: „Nichts für ungut, daß ich Euch am Abende belästige, ich hab' mich auf einem Gang von Königstetten her etwas verspätet. Ich sollte dort mit dem Tippel Konrad wegen einer Partie Weißbuchen unterhandeln, allein wir sind nicht übereingekommen."

„Ihr Förster", meinte Florian, der indessen seinen zermahlten Mundvorrath glücklich hinabgewürgt hatte, „wird, wie gewöhnlich, mit seinen Prügeln hoch hinaus wollen? Ich benöthige ebenfalls Weißbuchen, aber ich müßte sie billig bekommen, um sie zu kaufen."

„Wir wollen davon sprechen", antwortete der Waidmann, „ich bin ohnedem gezwungen, heute Nacht Euer Gast zu bleiben."

„Heute Nacht . . . mein Gast . . . was fällt Euch ein? . . . 's ist Vollmond . . . heiteres Wetter . . . der Weg nach Hintersdorf ist ein wundervoller Spaziergang."

„Ihr werdet mir doch nicht die Thür weisen?"

„Vetter, wovon spricht der junge Jägersmann?"

fragte die alte Base mit jener Sanftmuth, welche tauben Menschen gewöhnlich eigen ist.

„Er will bei uns übernachten!“ schrie der Holzhändler, um von der verwandten Haushälterin gehört zu werden.

„Was will er?“

„Bei uns übernachten!“

„Der Heuboden ist geräumig genug.“

„Ihr vergeßt, Base, daß der Heuboden vollgepfropft ist!“

„Was sagst Du, Vetter?“

„Ich sage“, schrie Florian wo möglich noch lauter, „daß der Heuboden voll ist!“

„Richtig, Du hast recht; der junge Mann kann in der Tenne schlafen.“

„Die Tenne ist ja ganz leer!“

„Du bist also damit einverstanden?“

„Ich habe gesagt, daß die Tenne ganz leer ist!“

„Richtig, Du hast recht; indessen, wir könnten ja Heu vom Boden nehmen und ein Lager in der Tenne bereiten.“

Die Gutmüthigkeit der Alten versetzte den Vierschrötigen in Verzweiflung, er schleuderte der tauben

Base einen vernichtenden Blick zu und rief: „Ihr habt recht, das können wir thun!"

Er sprach diese Worte mit dem Tone, als hätte er eben gesagt: „hol' Euch der Teufel, Ihr altes Donnerwetter!"

Marquard hatte sich indessen an den Tisch gesetzt, sagte: „mit Verlaub" und begann ohne alle Einladung an dem Abendmahle Theil zu nehmen.

Der Holzhändler machte Augen so groß wie die in hundertjährigem Eichenholze.

„Von unserem Geschäfte", begann jetzt der Waidmann lächelnd, „wollen wir morgen sprechen . . ."

„Herr Depaul, meine Klöße scheinen Ihnen gut zu munden?"

„Warum denn nicht? Euere Base ist eine vortreffliche Köchin und ich besitze ein gutes Gewissen."

„Was sprach der Vetter?"

„Er sagte, sein Gewissen wäre sehr gut!"

„Ich hab' auch Schweinefett und drei Eier dazu genommen", meinte die Alte.

„Warum wollen Sie erst morgen von unserem Geschäfte reden?" fragte der Holzhändler unwirsch.

„Weil wir heute von Euerem Gaste zu sprechen haben.“

„Von . . . welchem . . . Ga . . ste? stammelte der Erstere betroffen.

„Von dem Ungar, den der Vertraute des Barons Falk heimlich bei Euch untergebracht hat, weil man die Einquartierung im Edelhofe scheut.“

Florian Weiz wurde weiß wie Kreide.

Marquard fuhr fort:

„Wir wollen nicht viele Worte verlieren, lieber Wirth, ich denke nicht daran, mit Euch ein Holzgeschäft zu machen, der Zweck meines Besuches ist ein anderer. Ihr werdet mir, ohne daß der Ungar es erfährt, die Kammer anweisen, welche an das Hinterstübchen gränzt, wo Ihr den Fremden untergebracht habt. Ihr seid zu klug, Euch zu weigern, denn die kaiserlichen Kürassiere im Orte verstehen keinen Scherz.“

„Herr Depaul . . . bedenken Sie doch . . . der Herr Baron . . .“

„Ihr sollt durch mich in keine Verlegenheit kommen. Was ich vorhabe, wird dem Baron eher nützen, als schaden. Wenn Kinder mit brennenden Kerzen

spielen, so erweist man ihnen eine Wohlthat, wenn man die Kerzen auslöscht, weil die Kleinen sich sonst beschädigen könnten."

„Was sagt der junge Jägersmann, Vetter? fragte Frau Eva.

„Er spricht von brennenden Kerzen!" schrie Florian ärgerlich.

Die taube Alte wiegte den Kopf hin und her und murmelte:

„Sonderbar, unsere Lampe brennt ja so hell, wozu benöthigt er noch mehr Licht?"

Sie erhob sich und verließ die Stube.

„Aber, Herr Depaul", jammerte jetzt der Holzhändler, ich bitte Sie, um aller Heiligen Willen, sagen Sie mir doch, woher wissen Sie denn von diesen Dingen?"

„Ich weiß mehr, als Ihr Euch träumen lasset; wir Waidmänner verstehen allerlei geheime Künste, ich könnte Dinge enthüllen, welche Euch schaudern machen würden, doch wozu? Seid Ihr in die Geheimnisse des Barons tiefer eingeweiht, dann wißt Ihr 's ohnedem, wenn nicht, braucht Ihr's nicht zu erfahren; vieles Wissen macht Kopfweh."

„Ich schwöre Ihnen, Herr Depaul, daß ich nichts weiß, als . . .“

„Schwöret nicht, Ihr könntet ohne Noth einen falschen Schwur thun. Im günstigsten Falle seid Ihr ein Helfershelfer und mir an Euerer Stelle würde um meine Knochen bangen; denn Hochverräther pflegt man zu rädern.“

„Jesus, Maria . . .“

„Und Josef! Warum bleibt Euch dieser Name in der Kehle stecken, vielleicht weil auch der Fürst Rakoczy diesen Namen führt? Florian ist ebenfalls ein Heiliger, und noch dazu einer, der Wasser in die Flammen goß, und doch kenne ich einen gewissen Holzhändler, der auch Florian heißt, der aber Oel zum Brande trägt.“

Jetzt trat die alte Base in die Stube und trug zwei brennende Kerzen in den Händen.

„Zum Teufel!“ schrie der Vierschrötige, froh eine Gelegenheit zu bekommen, seinem Aerger Luft zu machen, „was treibt Ihr denn heute? Ihr hört ja von Tag zu Tag weniger . . .“

„Ich weiß es, lieber Vetter“, entgegnete die Alte gutmüthig, „deshalb habe ich auch zwei auf

einmal angezündet, damit man recht gut sehen könne."

Marquard erhob sich und sagte zu Weiz kurz und befehlend: „Nehmet eine der Kerzen und begleitet mich bis zur Kammer."

Florian that, was der Waidmann verlangte.

Im Hinausgehen flüsterte der junge Mann seinem unfreiwilligen Wirthe zu: „Laßt es Euch ja nicht einfallen, den Verräther zu spielen, Ihr hättet es bitter zu bereuen."

Der Holzhändler versprach stumm zu bleiben wie ein Fisch und führte seinen zweiten Gast, den er im Stillen zu allen Teufeln wünschte, zu der Kammer, die von der Hinterstube, wo der Ungar sich befand, nur durch eine dünne Wand getrennt war, in welcher sich zum Ueberflusse noch ein viereckiges Fensterchen befand, so daß man Alles, was in der Stube vorging, nicht nur hören, sondern auch sehen konnte.

Marquard, an der Thüre angelangt, löschte die Kerze aus und begab sich geräuschlos, nachdem er dem Holzhändler sich zu entfernen befohlen, in die Kammer.

Die Stube nebenan war beleuchtet, der junge Waidmann sah den Ungar nachdenkend am Tische sitzen.

Schon, daß dieser noch nicht zur Ruhe gegangen war, dünkte jenem als ein Zeichen, daß noch Jemand erwartet werde; er ließ sich daher auf einer Bank in der Nähe des Fensterchens nieder und wartete ebenfalls.

Nach Verlauf von einer Stunde ging nebenan die Thür auf und Baron Falk trat zu dem Ungar in die Stube.

Marquard's ganze Aufmerksamkeit richtete sich auf die nun folgende Scene, von welcher ihm keine Silbe entschlüpfte.

Die beiden Herren mußten einander unbekannt sein; denn sie stellten sich gegenseitig vor.

„Otto Freiherr von Falk."

„Daniel von Ratky."

Die Ratky's gehörten, beiläufig bemerkt, zu den eifrigsten Anhängern der Familie Rakoczy.

Der Ungar übergab dem Baron ein Legimationsschreiben, dessen Unterschrift und Insiegel dieser aufmerksam prüfte und in Ordnung fand.

Nach diesen unerläßlichen Formalitäten sagte der Baron mit strengem Tone: „Sie haben sich gegen meinen Diener Aeußerungen über mich erlaubt, die ich Ihrem Temperament zu Gute halte und für welche ich um der Sache willen, der wir dienen, keine Rechenschaft verlange. Der Prinz wird meine Vorsicht gerechter beurtheilen. Um weniger aufzufallen, hätten Sie eine deutsche Kleidung wählen sollen und ich würde nicht gesäumt haben, Sie bei mir aufzunehmen.

„Wozu diese Maskeraden?" brummte Josef Rakoczy's Sendling mürrisch, „als unsere Väter vor dreißig Jahren bis an die Mauern Wien's drangen und der Kaiser Wien zu verlassen gezwungen war, haben sie sich keiner Maske bedient."

„Es kann nicht Ihr Ernst sein", versetzte der Baron ärgerlich, „die jetzigen Verhältnisse mit den damaligen zu vergleichen. Ihre Unvorsichtigkeit würde nicht nur Sie und mich in's Verderben stürzen, sondern auch unsere Sache gefährden. Seine Hoheit haben mir sämmtliche Dispositionen bei dem Transporte der Kleinodien überlassen.

„Ich bin davon avisirt."

„Die Kiste wird in einem eigens hergerichteten Boote Donau abwärts geschifft. Das Fahrzeug zum Scheine mit Skulpturarbeiten und Marmoblöcken, die nach Belgrad bestimmt sind, beladen, hat am Boden einen wassersicheren Raum, in welchem das Behältniß mit den Kleinodien genau hineinpaßt. Die Einschiffung der Kiste, von mir und meinem Diener besorgt, geschieht in Muckendorf hinter Königstetten. Außer zwei Schifferknechten, deren einer in das Geheimniß eingeweiht ist, werden Sie und mein Diener die Reise mitmachen. Das Boot wird seine Steinladung in Wien aufnehmen und Sie und Peter dürfen es erst hinter Kaiser-Ebersdorf besteigen."

„Von dem Schifferknechte, welchen Sie in das Geheimniß einweihten, ist wohl kein Verrath zu befürchten?" fragte Herr von Ratky.

„Ich wähle meine Leute mit Bedacht, er hütet das seit vierzehn Tagen in Bereitschaft gehaltene Fahrzeug, welches hinter Muckendorf am Teufelsjam ankert."

„Was ist das für ein Ort?"

„Eine einförmige, von zwei Donauarmen gebildete Insel. Sie brauchen sich nicht dahin zu be-

mühen, sondern halten sich in dieser Hütte verborgen, bis Sie von meinem Diener abgeholt werden, mit dem Sie sich hinter Kaiser-Ebersdorf begeben, wo das Boot an einem früher festgesetzten Punkte landen und Sie aufnehmen wird."

„Wann treten wir die Reise an?"

„Das hängt von Ihnen ab, je nachdem Sie mehr oder weniger Zeit sich zu erholen benöthigen. Ich denke, ich und Peter besorgen die Kiste in der morgenden Nacht in's Boot, lassen dieses übermorgen nach Wien rinnen und die Scheinladung einnehmen, worauf unverzüglich die Reise angetreten werden kann."

Herr von Ratky erklärte sich damit einverstanden. Nach einigen unbedeutenden Verabredungen, für Marquard, folglich auch für den Leser ohne Interesse, beschwor der Baron den Ungar, sich der nöthigen Vorsicht zu befleißen, und verabschiedete sich mit einer Hast, welche darthat, daß er froh war, von ihm wegzukommen.

Bald darauf ging der Edelherr in der Stube zu Bette, der Jägersmann in der Kammer folgte seinem Beispiele.

Nicht lange indessen genossen sie der Ruhe, noch

vor Mitternacht entstand in Mauerbach Allarm; ... doch ... die Veranlassung dazu soll in den nächsten Kapiteln erzählt werden.

Fünftes Kapitel.

Dem Corporal Iserle geht der Mund und dem Wachtmeister Schebesta die Augen auf und was daraus folgt.

Bevor wir in unserer Erzählung fortfahren, erachten wir, bezüglich der Hauptperson dieser Geschichte, für den Leser folgende Erklärung für nothwendig:

Graf Cäsar de la Tour, ein natürlicher Sohn des ehemaligen Grafen Alexander von Bonneval (jetzt Renegat Osman Pascha, Befehlshaber der türkischen Bombardiere), zeigte sich bisher dem Leser in dreifacher Gestalt, nämlich als wilder Einsiedler, als Graf Dolabella und als Rekrut Hans Bergmann bei Hohen-Ems-Kürassier.

Da der neue Proteus auch ferner in einer oder der anderen Maske handelnd auftreten wird, so wollen wir, zur Vermeidung von Irrthümern und um den Eindruck der Erzählung nicht zu schwächen, die bisherigen Bezeichnungen und Namen beibehalten, daher der geneigte Leser, es mag nun vom Bruder Thomas, dem Grafen Dolabella, oder dem Rekruten Hans Bergmann die Rede sein, sich jedes Mal erinnern möge, bloß den Grafen de la Tour, den natürlichen Sohn Alexander's von Bonneval, vor sich zu haben.

Dies vorausgeschickt, wenden wir uns wieder dem alten Wachtmeister Prokop Schebesta und dem Rekruten Hans Bergmann zu, welch' Letzterer, wie man sich erinnern wird, von dem alten Wachtmeister auserſehen war, dessen Kanzlei-Rückstände aufzuarbeiten, da die alte Kriegsgurgel, wie sie sagte, gegen das vermaledeite Federfuchsen eine Aversion besaß, mit dem Pallasch viel gewandter umzugehen verstand, wie mit dem Federkiel, und viel lieber Türkenblut verspritzte, wie Dinte.

In Folge dieser Anstellung, was ebenfalls schon erwähnt wurde, mußte Hans Bergmann einen großen Theil des Tages im Edelhofe in der Stube des

Wachtmeisters zubringen, hatte dagegen den Abend, die Nacht und die ersten Morgenstunden zur eigenen Disposition, da einer seiner Kameraden mit der Pflege seines Pferdes betraut war.

Ein paar Tage verflossen ohne Zwischenfall, als eines frühen Morgens Corporal Iserle zu dem Wachtmeister in die Stube trat, vorschriftsmäßig salutirte und die Worte sprach: „Herr Wachtmeister, ich habe etwas zu rapportiren."

Schebesta richtete sich vom Sitz empor, umgürtete sich mit seinem Pallasch und sagte dann: „Redet, Corporal Iserle, was ist Euch arrivirt?"

„Herr Wachtmeister, ich bin einem besonderen Casus auf die Spur gekommen."

„Was ist das für ein besonderer Casus?"

„Es wird nothwendig werden, dem hohen Regiments-Commando zu rapportiren und es bittweise anzugehen, daß es den Herrn Regiments-Pater hierher beordere."

„Wenn 's nothwendig ist, soll der Rapport erstattet werden; es ist besser, man benöthigt den Regiments-Pater als den Regiments-Profoß. Doch was ist geschehen? Liegt einer der Soldaten auf den Tod?"

„Nein, Herr Wachtmeister, sie sind alle gesund.“

„Wozu also den Pater hierher beordern?“

„Es muß exorcirt*) werden.“

„Oho, das ist was Neues.“

„Pardonniren, Herr Wachtmeister, das ist was Altes.“

„Bei wem muß exorcirt werden?“

„Bei dem Rekruten Hans Bergmann.“

„Corporal Iserle, Ihr scheint nicht bei Temperament zu sein! Der Bergmann schreibt täglich sechs bis acht Stunden in meiner Stube und ich habe noch nicht observirt, daß der Teufel von ihm Posseß genommen hätte. Corporal Iserle, Ihr kennt entweder den Bergmann oder den Teufel nicht.“

Der Corporal schnitt eine grimmige Fratze, wodurch seine von der rechten Schläfe bis zum linken Ohrläppchen laufende Narbe ihrer Lage ganz entrückt wurde, dabei murmelte er gekränkt: „Herr Wachtmeister kennen meine Promptitüde im Dienste, Herr Wachtmeister wissen, daß Corporal Iserle accurat und vigilant ist, trotzdem daß der Dienst eines Corporals der fatigabelste in der Compagnie ist.“

*) Den Teufel austreiben.

„Schon gut, ich weiß Alles, erzählet also, was hat der Bergmann mit dem Teufel zu schaffen?"

„Es ist noch nicht evident, Herr Wachtmeister, ob der Bergmann mit dem Teufel, oder ob der Teufel mit dem Bergmann zu schaffen hat?"

„Das ist, denk' ich, einerlei."

„Pardonniren, Herr Wachtmeister, wenn der Bergmann mit dem Teufel zu schaffen hat, dann ist der Bergmann absolut schuldig, wenn aber der Teufel mit dem Bergmann zu schaffen hat, das heißt, wenn der Böse über unseren Rekruten ohne dessen Dazuthun irgend eine Macht errang, dann ist der Bergmann unschuldig; exorcirt wird in jedem Falle, geprügelt jedoch nur im ersteren und zwar der Bergmann; was den Teufel betrifft, so können wir ihm leider nicht zu Leibe, er bleibt daher bloß dem Pater überlassen."

Schebesta ließ sich diese scharfsinnige Distinction gefallen und sagte: „Kommet endlich zur Sache, Corporal Iserle!"

„Ich habe heute bereits zum zweiten Male observirt", meldete der Corporal, „daß das Pferd des

Rekruten Bergmann bei Visitationen am frühen Morgen warm geritten ist."

„Das Dienstpferd am frühen Morgen warm geritten? — Da soll ja gleich das lateinische Malefizgesicht mit glühenden Zangen gezwickt werden.

„Herr Wachtmeister pardonniren, der Bergmann kann nichts dafür, er schläft des Nachts ruhig in seinem Bette." —

„Dann reitet in der Nacht ein Anderer das Dienstpferd." —

„Freilich reitet es ein Anderer, dieser Andere ist der Teufel und eben deshalb muß beim Bergmann exorcirt werden."

„Habt Ihr ihn visitirt?"

„Pardonniren, Herr Wachtmeister, der Teufel läßt sich von unsereins nicht visitiren."

„Corporal Iserle, Ihr seid nicht bei Trost, ich frage nicht, ob Ihr den Teufel, sondern ob Ihr den Bergmann visitirt habt?"

„Ja, Herr Wachtmeister."

„Nun, das Ergebniß?"

„Ich fand ihn bei jeder Visitation schlafend im Bette."

„Wirklich markabel, sehr markabel“, murmelte Schebesta, den Kopf schüttelnd.

„Ich habe einen ähnlichen Fall schon erlebt“, erzählte Iserle, „und zwar Anno Siebzehn unter Prinz Eugen, ich war damals noch Gemeiner bei den Dragonern, und wir lagen tief unten in Ungarn, jenseits der Theiß. Mein Schlafkamerad ritt einen exakten Fuchs, als man auf einmal bemerkte, daß das Pferd in der Nacht, ohne daß mein Kamerad mir von der Seite kam, warm geritten wurde. Unser damaliger Wachtmeister hatte das Ding sogleich weg. Er sagte, der Teufel reite in der Nacht das Pferd, deshalb müsse der Dragoner exorcirt werden — man holte den Pater.“ —

„Nun, ließ sich der Böse wirklich beschwören?“

„Freilich, wie denn anders? Der Hauptmann ordnete an, daß der Dragoner nach der Beschwörung in der Nähe seines Pferdes schlafen mußte, und sagte zu dem Manne: „Wenn der Böse noch einmal Dein Pferd reitet, dann wird mir dies als ein Zeichen gelten, daß es mit Deinem Willen geschehe, und ich werde Dich nicht mehr mit dem Weihwedel, sondern mit dem Haslinger exorciren lassen.“ Von dieser

Stunde an ließ der Teufel das arme Pferd in Ruhe."

„Selbiger Herr Hauptmann", bemerkte Schebesta, „zeigte eine große Experienz — wir werden uns sein Verfahren ad notam nehmen." —

„Der Herr Wachtmeister wollen also um den Herrn Pater bittweise ansuchen?"

„Später, Corporal Iserle, später."

„Und wenn bis dahin der Teufel das kaiserliche Dienstpferd zu Schanden reitet?"

„Wir werden es zu verhindern wissen."

„Ohne den Regiments-Pater?"

„Sogar ohne Weihwasser und ohne Wedel."

„Ich bin gespannt, Herr Wachtmeister, sehr neugierig, wie Sie das anstellen wollen?"

„Ihr sollt es sogleich vernehmen."

Der Corporal spitzte die Ohren. Schebesta, in dessen Kopf es licht zu werden begann, fixirte ihn vom Scheitel bis zu den Zehen und begann nach einer langen Pause:

„Corporal Iserle, was ist in jener Nacht vorgegangen, als ich den Rekruten Bergmann unter Euere

Obhut stellte und mit den Kürassieren Spiegel und Stranek von dannen ritt?"

Der Wachtmeister stellte die Frage mit jenem markirten Ausdrucke, der ihm den Anschein gab, als frage er, nicht um Neues zu erfahren, sondern um schon Erfahrenes bestätigt zu erhalten.

Der martialische Corporal, welcher seinen Vorgesetzten um eine halbe Kopflänge überragte, wurde stutzig und fragte mit unsicherer Stimme: „Was soll denn vorgegangen sein, Herr Wachtmeister?"

„Das eben will ich von Euch aus Euerem eigenen Munde hören, Corporal Iserle."

„Ich bin, wie der Herr Wachtmeister mir befahlen, aus der Stube des Rekruten Bergmann nicht hinausgekommen."

„Und der Rekrut?"

„Auch nicht."

„Könnt Ihr darauf ein feierliches Jurament ablegen?"

„Ein Jurament . . . wegen solcher Kleinigkeit? . . ."

„Corporal Iserle, im Dienste gibt es keine Kleinigkeiten, ein abgerissener Knopf wiegt eben so schwer, wie ein vertrunkenes Hemd. Beantwortet meine

Frage wegen des Juraments mit „Ja" oder mit „Nein."

„Corporal Iserle", erwiderte der Benarbte mit einer Art Trotz, „hat noch niemals gelogen und will es auch jetzt nicht thun, daher sagt er: „Nein!"

„Corporal Iserle, mir scheint, der Teufel reitet nicht nur das Pferd Bergmann's, sondern auch Euch. Ich werde Euch mit dem eisernen Rosenkranz an Händ' und Füßen zum Stabe senden, daß man Euch dort exorcire."

„Herr Wachtmeister, ich bitte sprechen zu dürfen."

„Redet, jedoch die Wahrheit; denn sonst soll Euch der Profoß mit Honig und Scheidewasser das lügnerische Maul auswaschen, Ihr, Ihr . . ."

Schebesta hielt inne, er entsann sich der Vorschrift, die ihm verbot, einen Corporal zu beschimpfen.

Iserle schien darauf gewartet zu haben, daß sich sein Vorgesetzter eine Blöße geben würde, allein er gab sie nicht.

„An jenem Abend", begann nun der Benarbte zu erzählen, „saß ich mit dem Rekruten Bergmann in seiner Stube, da stellte der Schelm einen vollen Krug auf den Tisch.".

„Pardonniren, er wollte es thun, allein ich sagte: „Corporal Iserle wird heute nichts mehr trinken.“

„Hat der Corporal Iserle sein Wort gehalten?“

„Ja, Herr Wachtmeister. D'rauf brachte der Rekrut zwei wohlgestopfte Tabakspfeifen.“

„Dabei giebt es nichts Verfängliches . . .“

„So dachte auch ich und begann zu rauchen, auf einmal jedoch fing es an in meinem Kopfe wirbelig zu werden.“

„Oho!“

„Alles drehte sich mit mir im Kreise, als hätt' ich den Veitstanz.“ —

„Wär' ich nur dabei gewesen, ich hätt' Euch dazu Eins aufgespielt.“

„Die Augenlider wurden mir bleischwer und schnappten von selbst zu, wie ein schlechter Pfannendeckel an der Muskete, die Sinne schwanden, ich war bewußtlos.“

„Ich wollte, Ihr wäret gar nicht mehr zur Besinnung gekommen, dann hätte ich schon damals gewußt, wie ich mit dem confiscirten aufgeschwollenen Schnapphahn daran bin.“

„Item, ich bin doch zur Besinnung gekommen,

freilich etwas spät; denn gleich darauf traten Sie, Herr Wachtmeister, in die Stube und fragten: „Meine Ordre punctuell befolgt?"

„Worauf ich die Antwort erhielt: „Wie Sie sehen!"

„Und das war keine Lüge, Herr Wachtmeister, hätten Sie mich genau angesehen, Sie würden mir den Schlaf von den Augen herabgelesen haben."

„Corporal Iserle, wäret Ihr in dieser Minute gemeiner Kürassier, ich würde Euch mit Wonne siebenunddreißig so gewichtige Jagdhiebe aufzählen, daß selbst der heilige Petrus aus Erbarmen Euch die Himmelthür öffnen sollte."

„Item, vor der Hand bin ich, Gott Lob! noch der Corporal Iserle."

„Ich sage „leider" und denke mir meinen Theil."

„Aus dem Erzählten werden Herr Wachtmeister, wenn Sie dabei das warm gerittene Pferd im Kopfe behalten, deutlich ersehen, wie es unerläßlich ist, den Herrn Regiments-Pater anhero zu bestellen."

„Nicht allein der Regiments-Pater, sondern auch der Auditor und der Profoß sind unerläßlich, Ihr weißmarmorirtes Schienbein."

„Herr Wachtmeister.“ —

„Das ist kein Schimpfwort, vielmehr für einen Kürassier-Corporal eine Schmeichelei.“

Iserle beschied sich mit dieser Auslegung und sagte: „Meines Erachtens ist es außer Zweifel, daß der Rekrut Bergmann und der Teufel in irgend welcher Connexion stehen.“

„Und meines Bedünkens, fiel ihm Schebesta in's Wort, ist es außer Zweifel, daß wir Beide übertölpelt worden sind: Ihr mit der Pfeife und ich durch Euch.“

„Dann soll ja der leibhaftige . . .“

„Still, Corporal Iserle, in Gegenwart eines Vorgesetzten ist es Euch zu fluchen nicht gestattet.“ — Ich bitte Sie, Herr Wachtmeister, es statt meiner zu thun.“

„Alle steierischen Donnerwetter sollen dem ausgepeitschten Schulbank-Tapezirer in das Sitzfleisch fahren, sein Buckel wird ein Tanzsaal werden, auf dem die Steigbügel des ganzen Regiments Kirmeß halten sollen, so wahr ich Prokop Schebesta heiße und kaiserlich österreichischer Wachtmeister bin!“

„Befehlen Herr Wachtmeister, daß ich den Bergmann in Arrest nehme?"

Schebesta beantwortete die Frage nicht sogleich, sondern begann vorerst zu überlegen.

„Ich habe es mit einem listigen Burschen zu thun", dachte er, „der Rekrut mußte an jenem Abende merken, daß es darauf abgesehen sei, sich von seiner Identität mit dem Klausner zu überzeugen, er betäubte den Corporal mit einer Pfeife Tabak, die er mit irgend einem Teufelskraut füllte, und sprengte dann auf ihm bekannten Waldwegen zur Klause, wo er vor mir anlangte und sich mir als Einsiedler präsentirte. Ebenso stellte er es mit der Heimkehr an. Gegenüber einem solchen Patron muß man vorsichtig zu Werke gehen. Was also beginnen?"

Eine längere Pause verstrich, der Corporal wiederholte seine Frage, worauf der Wachtmeister versetzte: „Noch nicht, zur Arretirung ist noch immer Zeit genug. Einstweilen saget mir, ahnt der Bergmann den Rapport, welchen Ihr mir erstattet?"

„Nein, er weiß nichts davon."

„Dann wollen wir ihn aus seiner Sicherheit auch nicht stören, sondern folgendes Manöver ausführen:

Sobald der Bergmann zur Kanzleistunde in meine Stube kommt, wird mein Bursche, der Wiesel, ihn im Auge behalten. Ihr, Corporal Iserle, lasset dann rasch und heimlich die Gemeinen Spiegel und Stranek aufsitzen, haltet für mich ein gesatteltes Pferd in Bereitschaft und begebt Euch hierauf in den Stall, um Bergmann's Pferd zu überwachen. Die beiden Kürassiere mit dem gesattelten Pferde erwarten mich außerhalb des Ortes auf der Wiener Straße. Verstanden?"

„Vollkommen, Herr Wachtmeister."

„Dann rechts um, marsch."

„Herr Wachtmeister!"

„Was wollt Ihr noch?"

„Was hat zu geschehen, wenn ich morgen früh Bergmann's Pferd wieder warm geritten attrapire?"

„Dann werdet Ihr mir's rapportiren."

„Sehr wohl."

„Und ich werde Euch in Eisen zum Stabe schicken."

„Sehr wohl."

„Ihr kennt den Herrn Oberst?"

„Sehr wohl."

„Er versteht keinen Scherz und ehe acht Tage vergehen, seid Ihr degradirt.

„Pardonniren, Herr Wachtmeister, ehe Corporal Iserle sich degradiren läßt, nimmt er 's mit dem Teufel auf."

„Thut das und Ihr werdet keinen Regiments-Pater benöthigen. Zum zweiten und zum letzten Male, rechts um, marsch!"

Iserle machte auf dem linken Absatze eine ganze Wendung und schritt gravitätisch zur Thüre hinaus.

Um acht Uhr fand sich der Rekrut Bergmann ein und begann seine Arbeit am Schreibtische.

Schebesta ging ab und zu, bis er sich endlich unbemerkt aus der Stube verlor. An seiner Stelle erschien Wiesel und machte sich allerlei zu schaffen.

Iserle überwachte Bergmann's Pferd, und Schebesta, von den Kürassieren Spiegel und Stranek begleitet, sprengte wieder gegen das Halterthal.

. . . .

. . . .

Das Manöver, welches die alte Kriegsgurgel gegenüber dem Rekruten Bergmann ausführte, war nicht übel combinirt.

Während Lorenz Wiesel den Feind in der Fronte beobachtete und Corporal Iserle dessen Flanke im Auge behielt, attaquirte Schebesta ihn im Rücken, indem er die Klause im Halterthale abermals untersuchte.

In dem alten Soldatenschädel war nämlich, durch das Geständniß des Corporals, das Mißtrauen, der wilde Einsiedler und der Rekrut seien eine und dieselbe Person, in voller Größe wiedererwacht und er beschloß, sich dies Mal nicht mit einem bloßen Augenschein zu begnügen, sondern den Klausner nach Mauerbach mitzunehmen, im Nothfalle auch zu zwingen und mit Bergmann zu confrontiren.

Fand er den Einsiedler nicht daheim, dann war der Verdacht der Identität beinahe gerechtfertigt und man brauchte den Rekruten nur einmal bei dem nächtlichen Ritte zu attrapiren, und die volle Gewißheit des Betruges war so viel wie constatirt.

Der Wachtmeister mit seiner Begleitung jagte daher in's Halterthal und langte dort in der möglichst kurzen Frist an.

Diese Klause war bald erreicht, man stieg ab, der Kürassier Stranek mußte wieder die Pferde halten und Spiegel begleitete seinen Vorgesetzten.

Es war am hellen Tage, die Sonne stand bereits hoch.

Schebesta pochte an die Thür der Einsiedelei; — drinnen meldete sich Niemand.

Abermaliges Klopfen ohne einen günstigeren Erfolg.

Der Wachtmeister triumphirte, insofern ein Mensch, der einen erlittenen Betrug zu entdecken ausgeht und sich davon auch wirklich zu überzeugen anfängt, triumphiren kann.

„Der Wurzelfresser ist heute nicht daheim", murmelte der Kürassier Spiegel.

Der Wachtmeister schleuderte ihm einen vernichtenden Blick zu und sagte:

„Gemeine reden in Gegenwart von Vorgesetzten nur dann, wenn sie dazu aufgefordert werden, für ungewaschene Mäuler gehört Zucker und siedendes Blei, Du blondhaariger Kalbskopf mit einem Menschengesicht. Daß wir heute den Kräuterkauer nicht daheim antreffen, darauf hätt' ich im Voraus wetten mögen."

„Und Herr Wachtmeister sind dennoch hergeritten?"

„Eben deshalb geschah es, du ärarisch montirter Bratenwender."

Während Schebesta mit dem Soldaten sprach, kam hinter der Klause ein Landmann hervor.

„Was macht der Bauer da?" fuhr ihn der Wachtmeister etwas barsch an.

„Ich wollte mit Bruder Thomas sprechen."

„Wer ist dieser Bruder Thomas?"

„Wer soll's denn sein, als der wilde Einsiedler?"

„Er ist bis dato noch nicht wild", murmelte Schebasta grimmig, „aber er soll's werden, oder ich will nicht nur dies-, sondern auch jenseits degradirt sein."

Und laut sagte er: „Man kann mit dem Einsiedler nicht sprechen, er ist nicht daheim."

„Wer sagt denn, daß er nicht daheim ist?"

„Der Wachtmeister Schebesta sagt 's, ungeackerter Bauernschroll."

Der Landmann zuckte die Achseln und erwiderte nachlässig: „Ich weiß es besser."

„Wenn man 's besser weiß, so rede man."

„Bruder Thomas ist wohl daheim, aber er schläft."

Schebesta zuckte überrascht und enttäuscht zusammen, begann, einigermaßen verlegen, seinen Schnauz-

bart im Kreise zu wirbeln und murmelte endlich: „Um so besser, um so besser!“

Der Landmann setzte nach einer Pause hinzu: „Kommen Sie hierher, Herr Wachtmeister, und Sie werden sich überzeugen.“

Der Wachtmeister folgte ihm mechanisch zum Fenster, durch welches man des Klausners Lagerstätte sehen konnte, lugte hinein und gewahrte in der That den Einsiedler auf der Blättermatratze liegend, die langen Haare wirr über das Antlitz laufend.

„Teufel!“ murmelte Schebesta, „er ist's wirklich, der Bergmann ist dennoch kein so schlechter Kerl, die malitiöse Aehnlichkeit ist nicht seine Schuld. Item, ohne Confrontation soll 's heute nicht ablaufen.“

Nach diesen Worten klopfte er an's Fenster.

„Um Gott!“ fragte der Landmann erschreckt, „was beginnen Sie?“

„Ich schlage Reveille.“

„Sie werden ihn doch nicht wecken wollen?“

„Warum denn nicht?“

„Weil er's verboten und noch kein Mensch es gewagt hat.“

„Wenn noch kein Mensch es gewagt hat, so thu'

ich's, der Wachtmeister Prokop Schebesta von Hohen-Ems-Kürassier!" und damit begann er abermals zu pochen.

Der Landmann gab sich keine weitere Mühe, ihn abzuhalten. Ihm kam es erwünscht, daß Jemand den Bruder Thomas weckte; denn er wollte ihn um eine Arzenei für sein krankes Weib angehen und wartete schon sechs Stunden auf dessen Erwachen.

„Teufel!" brummte der Wachtmeister, der noch immer vergebens Reveille schlug, „das nenn' ich einen festen Schlaf, der Kerl muß lauter Mohnköpfe gefressen haben, denn sonst müßte er schon längst erwacht sein. Item, wir werden uns in die Klause begeben, Spiegel, zieh' Deinen Pallasch blank und halte hier Wache, damit Niemand durch's Fenster entfliehe.

Die beiden Änderen näherten sich wieder der Thüre, Schebesta wollte sie öffnen und fand sie von Innen verriegelt.

„Damit Ihr dem lieben Herrgott den Tag nicht umsonst aus der Tasche stehlt", wendete er sich an den Landmann, „so habt die Güte und rennt die Thür ein. Wenn 's sein muß, nehmt Eueren Kopf zu Hilfe; Bauernschädel sind hart genug."

Der Landmann lehnte sich mit dem breiten Rücken an die Pforte der Einsiedelei und brachte sie mit einiger Anstrengung zum Weichen.

„So“, murmelte der Wachtmeister, „die Bresche ist gelegt, jetzt marschiren wir ein.“

Er trat, von dem Landmanne gefolgt, in die Klause und ging ohne Aufenthalt bis zur Schlafstätte des Einsiedlers; — doch dieser regte sich noch immer nicht.

Spiegel lugte von Außen neugierig herein.

„Damit Du bequemer zusehen kannst, mein Schäflein“, rief ihm der Wachtmeister zu, „so schlag' gefälligst das Fenster ein, denn Leute, welche sich eines so festen Schlafes erfreuen, wie dieser Waldbruder, sind 'ne Rarität und verdienen, daß man sie mit freiem Aug' ohne Glas ansehe!“

Die alte Kriegsgurgel fing an guter Laune zu werden, sie wußte schon warum.

Und mit der Fußspitze an den Schlafenden stoßend, fuhr Schebesta fort: „Heh da, aufgewacht, wenn's möglich ist!“

Die Gestalt blieb wie bisher ohne Leben.

„Machen wir dem Spiel ein Ende“, sagte jetzt

der Wachtmeister, bückte sich hinab, ergriff den Klausner an den langen Haaren und erhob ihn.

„Jesus Maria!" schrie der Landmann auf und sprang todtenbleich drei Schritte zurück.

Der Soldat hielt den Kopf des wilden Einsiedlers frei in der Luft.

„Seid kein Hasenfuß", redete er den Erschrockenen an, „Ihr seht ja, der Schädel ist hohl, vom Klausner keine Spur, die Gestalt da ist ja nur eine Puppe oder vielmehr bloß ein künstlicher Kopf, denn das Uebrige sind Kleider ohne Körper."

Und so war 's auch.

Der Wachtmeister, ohne sich weiter zu besinnen, wendete sich zu dem Wachmanne am Fenster und sagte:

„Spiegel, versorg' in Gottes Namen Deinen Pallasch, komm' herein, breite Dein Schnäutztuch auseinander und packe den wilden Einsiedler hinein, denn wir werden ihn mit uns nehmen nach Mauerbach."

Während der Kürassier den Befehl des Vorgesetzten vollzog, kehrte sich dieser zu dem mit offenen Munde wie eingewurzelt stehenden Landmanne und sagte:

„Ihr seid getäuscht worden, tröstet Euch, es ging anderen Leuten nicht besser, item, die anderen Leute werden für sich und Euch Revange nehmen. Ein ganzes Zeughaus voll Stecknadeln soll dem Galgenvogel tempoweise durch's Fleisch fahren, ich werde ihm zeigen, was der Wachtmeister Schebesta zu effektuiren im Stande ist! Jetzt Kürassiere laßt uns heimreiten."

Und eben so rasch, wie sie gekommen, trabten die Soldaten von dannen, den noch immer entsetzten Landmann allein zurücklassend.

Sechstes Kapitel.

Prokop Schebesta beweist dem Rekruten Hans Bergmann, was er zu effektuiren im Stande ist.

Wir können den alten Wachtmeister in Mauerbach nicht anlangen lassen, ohne zu erwähnen, was

er während des Rittes dahin in Gedanken ausbrütete.

Die entdeckte Maske des wilden Einsiedlers bestätigte ihm bis zur Augenscheinlichkeit, daß Bruder Thomas und Hans Bergmann eine und dieselbe Person seien.

Was den Klausner bewogen haben mochte, sich anwerben zu lassen, war dem Soldaten ein Räthsel; der Umstand jedoch, daß der Rekrut bei der Assentirung seinen Klausnerstand verschwieg, sogar eine Puppe in die Klause legte, um das Landvolk an seine Anwesenheit glauben zu machen, mit einem Worte, sein Betrug nach der einen Seite hin ließ mit Recht auch auf einen Betrug nach der anderen schließen.

Schebesta, der sich schon darüber ärgerte, einen Einsiedler zu dem ausgezeichneten Regimente Hohen-Ems angeworben zu haben — der Spott darüber, sobald die Sache laut wurde, konnte nicht ausbleiben — Schebesta, sagen wir, stand — wenn er den Betrug von Seiten Bergmann's nicht verhinderte — in Gefahr, sein Renommée als verläßlicher Wachtmeister befleckt zu sehen, abgesehen davon, daß er, im Falle

eintretenden Schadens, dem Aerario Ersatz hätte leisten müssen.

Aus diesen Motiven entsprangen seine Entrüstung und sein Eifer; gekränkte Eigenliebe, Ehrgeiz und Interesse waren die Hebel seiner Handlungen.

So eifrig indessen der alte Soldat in's Gefecht ging, so versäumte er doch niemals die nöthige Vorsicht.

Auch in dieser Angelegenheit wollte er sich keiner Voreile schuldig machen.

Die Maske des wilden Einsiedlers, welche er mit sich nach Mauerbach nahm, war wohl ein Corpus delicti, welches vor dem Auditor gegen Bruder Thomas zeugte, allein die Identität zwischen diesem und Bergmann erschien damit noch keineswegs als rechtskräftig erwiesen. Es gibt Dinge, die man mit gutem Gewissen als wahr beschwören und dennoch vor Gericht nicht beweisen kann.

Der Rekrut, so lange man ihn auf keiner That ertappte, welche ihn mit der Klause im Halterthale in Zusammenhang brachte, konnte vor dem Richter recht wohl fragen: ob man denn ihn für die Schelmereien eines Menschen verantwortlich machen könne,

der ihm zufällig ähnlich, sonst aber ganz unbekannt sei?

Selbst das Verschwinden des Klausners war noch immer kein Argument für die Identität der Person.

Außerdem konnte der Wachtmeister dem Soldaten weder eine Absenz beweisen, noch sonst ein Vitium zur Last legen, es fehlten somit nicht nur der Beweis, sondern auch Thatsachen, welche diesen zum Theil hätten ersetzen können.

Dies Alles leuchtete dem klugen, praktischen Blicke des Wachtmeisters ein und er beschloß in der Angelegenheit mit möglichster Reserve vorzugehen.

Aus dem Rapporte des Corporals Iserle konnte man füglich die Vermuthung schöpfen, daß der Rekrut nächtliche Ritte vornehme, erweisen ließ sich dies bisher nicht, weil Bergmann's Pferd einem zweiten Kürassier zur Pflege übergeben war, und weil man auf den Rekruten, den der Wachtmeister zum Schreiben verwendete, weniger Acht habe.

Schebesta brachte die heimlichen Ritte mit der Doppelrolle, welche der Rekrut spielte, in Zusammenhang und murmelte zornig in sich hinein:

„Der Strolch ist am Tage Kürassier und in der

Nacht wilder Einsiedler. Ich will ihm das Spiel verderben, indem ich einmal die Karten mische, er soll bald fühlen, was der Wachtmeister Schebesta zu effektuiren im Stande ist."

Nachdem der Wachtmeister dies Alles erwogen hatte, begann er seinen Plan zu ersinnen, dessen Zweck kein anderer sein konnte, als den Rekruten bei einer heimlichen dienstwidrigen Aktion zu attrapiren. Am sichersten erreichte man dies, wenn man ihm auflauerte, wenn, wie Corporal Iserle behauptete, der Teufel wieder Bergmann's Pferd reiten würde. Gelang es, den Rekruten der heimlichen Ritte zu überweisen, so konnte man damit recht wirksam die Anklage wegen gespielter Doppelrolle und betrügerischer Absicht in Verbindung bringen.

Um diesen Zweck zu erreichen, erschien vor Allem nothwendig, daß der unter sorgfältige Beobachtung gestellte Rekrut keinen Verdacht schöpfe und die entdeckten Thatsachen ihm ein tiefes Geheimniß blieben. Schebesta nahm daher nicht nur die beiden Kürassiere, sondern bei seiner Ankunft in Mauerbach auch den Corporal Iserle in Eid, weil bloß diese drei Personen in das Geheimniß eingeweiht waren.

Während ringsum das Netz gewoben wurde, in welchem Bergmann sich fangen sollte, schrieb und rechnete er so emsig, als umfasse diese Arbeit den alleinigen Zweck seines ganzen Lebens.

Die Rückkehr des Wachtmeisters erfolgte eben so unbemerkt, wie dessen Entfernung, die Kriegslist gelang dem alten Soldaten vollkommen, der arglose Rekrut ahnte nichts von Allem, was vorging.

Der Tag neigte sich seinem Ende zu, Bergmann kehrte nach verstrichener Arbeitszeit in sein Quartier zurück, putzte emsig seine Rüstung und Montur, überzeugte sich, ob seinem Pferde die gehörige Wartung zu Theil geworden sei und ging hierauf in den zum Hause gehörigen Garten, wo er sich im Grase niederließ.

Die Dunkelheit war mittlerweile hereingebrochen, Bergmann verließ den gewählten Ruheplatz nicht.

Hinter dem Garten lag ein schmaler Wiesenplan, an den ein waldiger Hügel stieß.

Von daher kam plötzlich ein Bursche zum Vorschein, ging zum Zaun jenes Gartens, wo der Rekrut sich befand, und rief hinüber:

„Guten Abend, Herr Kürassier!"

Bergmann erhob sich rasch, eilte auf den jungen Menschen zu und sagte geheimnißvoll:

„Ah, endlich bist Du zurück, wo hast Du so lange verweilt?"

Offenbar war es dieser Bote, dessen verzögerte Ankunft den Rekruten bisher im Garten zurückgehalten hatte.

Der Bursche, er war der Sohn eines Mauerbacher Insassen, beantwortete die Frage Bergmann's mit der Stimme des Bedauerns, indem er sagte:

„Ich konnte nicht zeitlicher kommen, Herr Bergmann, weil es mit dem Wege nach Hintersdorf nicht abgethan war."

„Gab man Dir dort die erwünschte Auskunft nicht?"

„Die Auskunft erhielt ich wohl, ich fand auch das Haus, wo die Brüder Depaul wohnen, allein keiner von beiden war daheim und Niemand in der Nachbarschaft wußte mir zu sagen, wohin sie sich begeben hatten. Sie sind fortgegangen, hieß es allerorts, ohne zu sagen wohin. Es ist das ihre Weise."

„Auf diese Art war Dein Weg ganz umsonst?"

„Nicht ganz, Herr Kürassier, hören Sie mich nur

weiter an. Nach häufiger, vergeblicher Nachfrage trat ich ärgerlich über den vergeblichen Gang von Hintersdorf den Heimweg an. Als ich in den Pitzelsdorfer Wald kam, Ihr wißt, er ist vom Passauer Walde bloß durch den Rußberg getrennt, begegnete ich einer Dirne, mit der ich mich in ein Gespräch einließ. Sie erzählte mir, sie nenne sich Susanna Biegler und diene einer vornehmen Dame im Passauer Walde. Ein Wort gab das andere, ich erzählte ihr, ich käme von Hintersdorf, wo ich einen Waidmann Namens Depaul gesucht und nicht gefunden habe."

„Depaul? Ei seht doch!" rief das Mädchen verwundert.

„Hoho, Du sauberer Schatz, sagte ich zu der Jungfer, Du thust ja, als wüßtest Du, wo der Jäger anzutreffen?"

„Wo der ist, antwortete die Dirne, vermag ich nicht anzugeben, wohl aber weiß ich, wo sein jüngerer Bruder weilt."

„Mein Auftrag, meinte ich hierauf, lautet zwar an den älteren, indessen, da dieser nicht zu treffen ist, vermag mir vielleicht der jüngere darüber Auskunft zu geben. Wo find' ich diesen?"

„Das Mäd'l spreitzte sich ein wenig, mir die verlangte Auskunft zu geben, endlich, nachdem ich ihr gelobt, sie nicht zu verrathen, entdeckte sie mir, der junge Mensch befinde sich bei ihrer Herrin, einer vornehmen Dame, und werde von ihr wie ein Sohn behandelt. Ich ließ mir von ihr die Stelle bezeichnen, wo ungefähr das einsame Haus der Vornehmen stehe und eilte dahin. Die Bieglerin meinte, man würde mich, weil es am Tage sei, einlassen, aber prosit die Mahlzeit, als ich dort ankam, hieß es, der junge Herr wäre für Niemanden als für seinen Bruder zu sprechen, ich mußte mit langer Nase abziehen und eilte heim."

Bergmann gab dem Burschen ein Geldstück und sagte: „Ich danke Dir für die Botschaft, ich bin damit vollkommen zufrieden!"

Hierauf begab er sich durch den Garten in sein Kämmerchen und warf sich auf das Lager.

Die Kunde, welche er soeben erhielt, überraschte ihn.

Wie kam Albin zur Marchesa Vendetta, und was bewog die räthselhafte Frau sich seiner wie eines Sohnes anzunehmen?

Hans Bergmann überließ sich Betrachtungen und Combinationen, die er ebenso schnell verwarf, als sie entstanden waren.

„Die Dringlichkeit, mit der mein Vater nach dem Jünglinge verlangt", sprach er für sich, „läßt mich vermuthen, daß dieser ihm näher stehe, als er bisher mir anzuvertrauen für gut fand. Sollte Albin Marquard's Bruder nicht sein? Sollte er sein Leben meinem Vater verdanken, folglich mein Bruder sein? Fast möchte ich diese Fragen auf's Gerathewohl bejahen, denn schon als ich Marquard von der schweren Krankheit heilte, fühlte ich für den schönen, klugen Knaben ein lebhaftes Wohlwollen und eine unbekannte Stimme in mir sprach für ihn. Wenn dem wäre, wie ich vermuthe, dann hätte ich nicht bloß den Wunsch des Vaters, sondern sogar eine eigene Pflicht zu erfüllen und den Bruder aus einer Umgebung zu reißen, wo er in einer, seiner Abstammung ganz unwürdigen Lage sein Leben verbringen müßte, während ihm unter dem Schutze und Einflusse des Vaters eine glänzende Zukunft beschieden wäre. Was aber bewog diese Marchesa, sich des Knaben anzunehmen? Als die Marchesa meine Be-

werbung um ihre Gunst zurückwies und ich das letzte Mal von ihr ging, sagte ich zu mir, es lohne sich der Mühe, sie im Auge zu behalten, und siehe da, jetzt bin ich sogar bemüßiget, mich ihr wieder zu nähern. Aber wie, soll ich mit der Wahrheit vor sie hintreten, oder mich eines Vorwandes bedienen? Soll ich mich Albin als Graf Dolabella oder als Klausner nähern? Den letzteren kennt er bereits, ist ihm gewissermaßen verpflichtet und würde ihm eher vertrauen, wie einem ihm ganz unbekannten Grafen."

Hans Bergmann bemühte sich im Geiste, eine Lösung für die ihm bevorstehende Aufgabe zu finden.

Nahe an zwei Stunden dauerte der Wahlkampf, endlich sprang er vom Lager empor und sagte entschlossen:

„So geschehe es. Ich will einstweilen erkunden, was die Marchesa bewog, sich des Jünglings anzunehmen. Albin soll mir sagen, wo ich Marquard treffe, und dieser, der meiner Heilkunst sein Leben verdankt, soll mir beistehen, meinen Zweck zu erreichen. Ich habe keine Zeit zu verlieren und will noch heute als Dolabella bei der Marchesa einsprechen."

In Folge dieses Entschlusses verließ der Rekrut heimlich die Stube.

Von diesem Momente an begann seinerseits ein leises, geschäftiges Walten.

Die eilfte Nachtstunde war bereits genaht, im Orte herrschte jene unheimliche Geisterstille, wie sie in den Straßen einer volkreichen Stadt um keine Nachtstunde angetroffen wird.

Bergmann eilte leisen Schrittes in den Stall, wo sein Pferd stand.

Es war kein edles, aber ein treues Thier; kaum sah es seinen Herrn, als es sich vom Strohlager erhob und den Kopf nach ihm wendete.

Der Rekrut streichelte ihm den Hals und lispelte: „Nur Geduld, mein Bursche, wir werden sogleich aus dem Hause sein!“

Ueber dem Stalle befand sich ein Heuboden, zu welchem eine Leiter führte.

Diese eilte Bergmann hinan und kam in weniger als zwei Minuten mit einem gefüllten Mantelsack und einem Bündel mit Linnenlappen zurück.

Mit den letzteren umhüllte und umband er die Hufe des Pferdes, damit es ihn geräuschlos forttrage,

wie jene gespenstischen Renner, welche mit ihren Reitern ohne Fleisch und Blut durch Nacht und Wind ungehört dahinfliegen.

Hierauf löste er den Strick von der Krippe und leitete das Pferd an der Halfter in den Hof.

Das Thier war und blieb ungesattelt, nicht einmal eine Decke schützte seinen Rücken.

Bergmann schwang sich hinauf, hielt den Mantelsack unterm Arme — es befanden sich darin die Kleider, welche er als Graf von Dolabella anzuziehen gedachte — bediente sich der Halfter statt des Zügels, drückte die Schenkel an die Weichen des Thieres und sagte: „Hopp, hopp!"

Das Pferd rannte an und übersetzte den vier Schuhe hohen Zaun, welcher den Hofraum umfriedete.

Nach dem Sprunge legte es kaum zwanzig Ellen zurück, als plötzlich ein langgezogenes, tieftöniges, „Haaaalt!" erscholl.

Dieser Ruf kam aus der Kehle des Corporals Iserle.

Beim Militair gehorchen nicht nur Menschen, sondern auch Thiere dem Commando.

Das Pferd, als es die ihm nur zu bekannte Stimme

seines Exerziermeisters hörte, blieb, wie das Commandowort es erheischte, plötzlich stehen.

Im ersten Momente wähnte Bergmann, der Corporal kehrte erst aus der Schenke heim, wo er öfter tief in die Nacht hinein, länger als gesund und erlaubt, zu verweilen pflegte; an solchen Abenden befand er sich in einem Zustande, wo er, dem Irdischen entrückt, für dieses kein Sehvermögen besaß, Bergmann wäre ihm daher in einem solchen Falle ohne Zweifel unerkannt geblieben, weshalb der Ruf des Corporals ihn auch mehr überraschte als erschreckte.

Die Ueberraschung währte indessen nur eine Sekunde lang, schon in der zweiten drückte er dem Pferde beide Sporen in die Weichen, um es an dem Corporale vorbei in Lauf zu setzen, doch der Unterofficier, nüchtern wie ein Bettelstudent am Charfreitage, ersah die Bewegung und rief zum zweiten Male mit noch kräftigerer und noch tieferer Stimme: „Haaaalt!"

Das Pferd, so merkwürdig war seine militairische Ausbildung, trotzte den Spornstacheln des Reiters und gehorchte dem Commandoworte des Unterofficer — es bäumte sich zwar vor Schmerz, aber es ging nicht von der Stelle.

Bergmann erkannte die mächtige Wirkung tief gewurzelter Gewohnheit bei dem Thiere, verzichtete rasch auf den Entschluß, es in Lauf zu bringen, und sann auf ein anderes Mittel, sich aus der Verlegenheit zu ziehen.

Corporal Iserle sprang auf das Pferd zu, faßte die Halfter und riß daran mit solcher Kraft, daß das Thier augenblicklich auch auf die Vorderbeine zu stehen kam, dabei schrie der Benarbte:

„Heh da, Rekrut Bergmann, wohin geht es kurz vor Mitternacht?"

Der Andere glaubte den Unterofficier begütigen zu können und murmelte:

„Lassen Sie mich in Frieden ziehen, Herr Corporal, ich gedenke nur auf ein Stündchen zu meinem Schatz zu reiten, das Mäd'l wohnt in Hainbach."—

„Seit wann reiten Rekruten nächtlicher Weile auf ärarischen Pferden auf Liebesabenteuer aus?" fragte Iserle, „und was enthält das Bündel unterm Arme?"

„Mein Schatz reinigt meine Wäsche." . . .

„Herab vom Pferde!" rief der erzürnte Corporal, „jetzt hab' ich Deine Lügen satt, Du reitest weiter wie nach Hainbach, wir kennen bereits Dein be-

trügerisches Treiben und wollen ihm ein Ende machen."

Bergmann schöpfte aus diesen Worten die Ueberzeugung, daß sein Spiel entdeckt und somit die Partie verloren sei, er verschwendete daher kein begütigendes Wort mehr, sondern riß sein Pferd nach der entgegengesetzten Seite hin, wo der Unterofficier stand, und das Thier machte eine Seitwärtsbewegung; der kräftige Iserle ließ sich ein paar Schritte weit mitzerren, behielt jedoch die Halfter in seiner Eisenfaust und schrie dabei:

„Du räudiger Hund willst dem Corporal Iserle desertiren? Herbei, Stranek und Spiegel, zu Hilfe!"

Dieser Ruf zwang den Rekruten zum Aeußersten, wartete er den Succurs ab, so war er unwiderruflich verloren, er zog daher sein rechtes Bein an sich, sprang blitzschnell vom Pferde, stieß ihm einen Dolch in den Hals, damit der Corporal sich seiner zur Verfolgung nicht bedienen könne, und setzte sich dann, das Bündel unterm Arme festgeklammert, in Lauf.

„Herunter bist Du", rief Iserle, „nun wirst Du uns nicht mehr entwischen!"

Das Pferd stürzte zusammen, der erschreckte Cor-

poral schrie nun so laut, daß seine Stimme aus dem nahen Walde wiederhallte: „Er hat das Dienstpferd erstochen, ein Deserteur, ein Deserteur, Kürassire verfolgt ihn!"

Stranek und Spiegel, welche schon hinter Bergmann her waren, riefen nun ebenfalls: „Halloh, halloh, auf Kameraden, ein Deserteur!"

Nach kaum zwei Minuten der Flucht einer- und der Verfolgung andrerseits, durchhallte Trompetenklang die stille Nacht.

Der Trompeter blies Allarm.

. . . .

Das war die Veranlassung zu dem Allarm, welcher die Bewohner von Mauerbach, zugleich aber auch die beiden Gäste des Holzhändlers Florian Weiz, Marquard Depaul und Herrn Daniel Ratky, aus der Ruhe störte.

Dem Ungar war, wie der Leser sich wohl entsinnt, die Weisung zu Theil geworden, bis zu seiner Abreise in der Hütte des Holzhändlers verborgen zu bleiben, er hielt sich genau daran und nachdem er von dem Wirthe über die Sache des Lärmes beruhigt war, begab er sich wieder zu Bette.

Marquard dagegen, obwohl er noch nicht wußte, wem die Verfolgung gelte, nahm an dem Vorfall Interesse, warf sich rasch in die Kleider und eilte dann auf die Straße und nach der Richtung hin, woher das Getümmel erscholl.

Wer das im Thale anmuthig gelegene Mauerbach schon besucht hat, wird sich auch der schönen Linden-Allee erinnern, welche hinter der ehemaligen Klause — jetzt ein der Stadt Wien gehöriges Versorgungshaus für arme alte Bürger und Bürgerinnen — den Mauerberg entlang sich dahinzieht und bei dem auf der Anhöhe romantisch gelegenen Friedhofe endet.

Hier stand zur Zeit dieser Erzählung die Ruine der Orts-Pfarrkirche, welche im Jahre 1386 erbaut, von den Türken zweimal zerstört und seit der letzten Invasion (1683) noch immer verfallen blieb*).

An diese Kirche stieß, — wie damals allgemein gebräuchlich, — der Friedhof.

Die Lindenallee führt noch heute den Namen der Karthäusergang.

*) Diese Kirche, im Jahre 1762 zum Theil renovirt, wurde nach der Aufhebung des Klosters unter Josef II. abgetragen.

Kaum ein paar hundert Schritte hinter dem Friedhofe deckt Wald den Mauerberg.

Hans Bergmann, von dem Corporal Iserle und den Kürassiren Stranek und Spiegel verfolgt, floh gegen den Mauerberg zu.

Da seine Verfolger ihn im Rücken von dem näher gelegenen Walde abschnitten, gedachte er den ferneren am Mauerberge zu erreichen, und gelang ihm dies, so entzog ihn doppelte Nacht den Blicken der Verfolger und an seinem Entkommen war dann kaum mehr zu zweifeln.

So leicht und schnellfüßig der Flüchtling jedoch dahineilte, die beiden Kürassiere gewannen ihm von Minute zu Minute immer mehr Terrain ab, die Entfernung zwischen dem Fliehenden und den Verfolgern kürzte sich und schon konnte jener das geräuschvolle Athmen der Kürassiere vernehmen.

„Bravo Stranek, bravo Spiegel!“ schrie Iserle hinter ihnen her, „noch ein paar Sprünge und ihr habt den Missethäter am Genick.“

Zum Ueberflusse vernahm man hinter der Klause hervor Pferdegetrab, es war der Wachtmeister Schebesta, der sich in den Hast auf sein ungesatteltes Pferd

geworfen hatte, und wie zu einer Carrière-Attaque heranstürmte.

Nur eine halbe Minute und Bergmann hörte die alte Kriegsgurgel schreien:

„Ich bin da, Soldaten, eine Million glühende Zangen in seinen Leib, den Galgen für den Einsiedler, das Rad für den Rekruten, warte nur, Du jubilirter Hundsfott, Du durch und durch gesottener Höllenbraten, da bin ich!“

In der entferntesten Hütte Mauerbach's konnte man jede Silbe verstehen.

Der alte Soldat, wie ein rasender Roland daherjagend, überholte den Corporal, überholte die beiden Kürassiere und — der Verfolgte hatte die ihm gegönnte Zeit nur nach Sekunden zu zählen.

Den Wald zu erreichen, war ihm — selbst wenn ihm Windesflügel zu Gebote standen — nicht mehr möglich, schon perlte ihm der Schweiß von der Stirne, schon versagte ihm die Lunge den Dienst. —

In dieser äußersten Bedrängniß, in dieser höchsten Gefahr blitzte es in seinem Gehirne auf — ein Gedanke durchflog den Kopf, der einzige gute, der ihm in seiner Lage möglich war.

Ein paar mächtige Sprünge brachten ihn an den Fuß der Friedhofmauer. Nachdem er sein Bündel hinüber geworfen, bot er die ganze Elasticität und Kraft seiner Muskeln auf, schnellte sich lothrecht empor, erklammerte die Kante der Mauer, schwang sich mit einer fürchterlichen Anstrengung hinüber und aus dem Leichenacker heraus tönte es dreimal aus seiner athemlosen Kehle: „Asyl — Asyl — Asyl!"

In diesem Momente hielt Schebesta an der Mauer und schrie: „Verflucht und verdammt!"

. . . .

. . . .

Ehe wir mit dem Erzählen der Scenen am Mauerbacher Kirchhofe fortfahren, ist es interessant und zum Theil zum Verständniß des Folgenden nothwendig, den Leser über das Asylrecht, inwieweit es damals noch aufrecht erhalten war, aufzuklären.

Wir können dies am zweckmäßigsten, indem wir eine Stelle aus einem Buche wiedergeben, welches 1734 — also drei Jahre vor diesen Ereignissen — im Druck erschien*).

*) Wien und Brünn bei Johann Paul Kraus, Buchhändler.

Dieses Buch, ein Reglement für die Kavallerie, führt den Titel: „Observationspunkte" und hat den Feldmarschall-Lieutenant Grafen Ludwig von Khevenhiller zum Verfasser.

Die betreffende Stelle, im zehnten „Kriegs-Articul" enthalten, lautet wörtlich, wie folgt:

„Allhier kommt auch anzumerken, daß zwar die Kirchenfreiung oder Asylum vor alle Delinquenten und Missethäter den Schutz verstattet, außer 1. Straßenräuber. 2. so bei nächtlicher Weil und heimlicher Weis' die Feldgewächs' vernichten, den Bauersmann oder Reisenden auf andere Weg' gewaltig Schaden thun. 3. Wer Todtschlag in den Kirchen selbst oder Kirchhöfen begehet. 4. Die ihren Nächsten schelmischer Weis' und hinterwärts um's Leben gebracht. 5. Die wegen ihrer ketzerischen Lehren aufgesucht werden. 6. Welche jemanden umbringen, mit Gaben bestechen oder sich bestechen lassen. 7. Das Crimen laesae Majestatis. 8. Und vermöge ganz neuer Ordnung de Dato 7. December 1729 die Deserteur und Uiberlauffer, der Kirchenfreiheit unfähig seynd; auch hierbei befohlen: daß man das Kloster oder Kirchen dergestalt besetze

und versperre, ihnen die Lebensmittel bis zu folgender Extradition*) nicht zukommen lasse, und da sie solchen Deserteur entweichen ließen oder verhehlen, sie zur Ersetzung des Mannes mit völliger Montour sollen gehalten sein.

Das Jus Asyli gaudiren**) nicht allein die geweihten Kirchen und Freithöfe, sondern auch andere Kirchen, welche noch nicht geweiht seind, doch aber daß mit Erlaubniß des Bischofs heilige Meß darinnen gehalten wird, wie dann auch die Klöster, nicht aber auch die Pfarrhöfe oder Viehstallen und Scheuern, ob es schon die Pfaffen behaupten wollen: Die Begräbnißhöfe oder Gottesacker, nächst oder abgesondert der Kirchen, haben ausdrücklich die Freiung, wenn nur Authoritate des Bischofs solcher ausgezeichnet und gesegnet ist: Wie dann auch die Kirchen, so Alters wegen durch Brand oder von Kriegswegen in Ruin gefallen, diese und andere Privilegia nicht verlieren: Doch müssen dergleichen mit Willen der geistlichen Obrigkeit abgebrochen worden sein und müßte zumalen ihre

*) Auslieferung.

**) Des Asylrechtes erfreuen sich.

Wiederaufrichtung gehoffen werden: Versteht sich auch dieses Privilegium wann noch zum Theil etwas vom Gemauer solcher Kirchen vorhanden, nicht aber wie eine glatte Ebene ist: Auch da eine Kirchen nominatim*) von dem Bischofe interdiciret oder welche durch Blutvergießung oder — — — — geschändet worden, bleibet im Genuß ihrer Privilegien und des Asyli Recht: Dafern einer bei verschlossener Kirche nur die Schwelle oder Mauer davon zur Freiung ergriffen hat, kann die weltliche Obrigkeit ihn von dannen nicht weisen: Den Privat-Oratoriis oder Hauskapellen, obschon daselbst Meß gelesen wird, gebührt das Jus Asyli nicht, sondern sie sind eigentlich Gott geweihte Oerter nur wegen der Komodität des Hausherrn nach Belieben angestellet: wann der Uebelthäter schon gefesselt und gebunden durch eine Kirchen oder Freithof geführet würde und zur Freiheit proklamiret, gewinnet er nichts darum: Da ein Uibelthäter, so auch beneficio Asyli aus obspecificirten Ursachen nicht gaudiret, kann doch ohne Bewilligung des

*) Namentlich.

Bischofs oder dessen Vicarii nicht mit Gewalt herausgenommen werden, man mag aber wohl eine Wacht anstellen, damit der Reus*) nicht entwische."

. . . .

Der Wachtmeister Schebesta hielt hoch zu Roß hart an der Friedhofmauer, sein Auge war auf den Rekruten gerichtet, der im Gefühle errungener momentaner Sicherheit auf den nächsten Grabhügel niedersank und in kurzen, rasch aufeinander folgenden Zügen Luft einsog, um wieder zu Athem zu kommen.

Der volle Mond erleuchtete die ganze Scene.

Der Blick des Wachtmeister's ruhte unausgesetzt auf Bergmann, so ungefähr mag der Falke nach dem Vogel schauen, den ein sicherer Käfig vor dessen Krallen birgt.

„Du hast ein Asyl gefunden", rief nun Schebesta mit Ingrimm in den Friedhof hinein, „ich aber will sehen, ob das Asyl Deinen Hundsmagen füllen wird, es wäre denn, Du würdest wie eine Hyäne die Gräber aufwühlen und mit deren Inhalt Deinen Hunger stillen! Ich will dies- und jenseits verdammt oder,

---

*) Der Schuldige.

was schier ärger ist, als infam degradirt sein, wenn Du mir aus diesem Asyl hinauskommst, Du beelzebubischer Bankert!"

Bei diesem Schimpf fuhr Bergmann vom Grabe, auf dem er saß, empor, der Wachtmeister hatte, ohne es zu wissen, mit seinen Worten eine Dolchspitze in dessen Brust gebohrt — Cäsar Graf de la Tour war ein natürlicher Sohn Bonneval's!

„Wachtmeister!" rief er mit dem Tone eines Befehlshabers diesem zu, „thut, was Euch die Pflicht gebeut und gestattet, Schimpf und Fluch sind Euch nicht erlaubt. Wenn wir uns einst auf freiem Felde Mann gegen Mann gegenüber stehen, dann werde ich Euch an den Bankert erinnern!"

Schebesta knirschte mit den Zähnen, er ärgerte sich, dem Missethäter gegenüber sich eine Blöße gegeben zu haben, wendete den Kopf nach rückwärts und commandirte: „Corporal Iserle, Wachen an die Mauer! Bis Succurs heranrückt, wollen auch wir Beide Posten einnehmen, damit, wie es in den Observationspunkten heißt, der Reus nicht entwische." Der Corporal vollzog den Auftrag des Vorgesetzten, Schebesta rührte weder sich von der Stelle, noch sein

Auge von dem Gegenstande seiner Obhut; nur manchmal warf er einen flüchtigen Blick die Anhöhe hinab gegen den Ort zu, und das Gefühl der Ungeduld verdüsterte seine Züge.

„Wo die Teufelsjungen nur so lange weilen?“ brummte er, „acht Augen sind zu wenig, um des Nachts den Umfang dieses Asyls zu überschauen, zum Glücke ist's mondhell, sonst könnte der Schelm entweichen und wir hätten das leere Nachsehen. Ah, ich höre Hufschläge, von dort unten tönt's herauf. Wartet, ihr ärarisch montirten Schildkröten, ich will euch ein wenig zur Eile kitzeln.“

Und mit seiner bekannten Donnerstimme brüllte er hinab: „In Galopp, heillose Schnecken-Compagnie, in Galopp!“

Und wie zum Abmarsche vollkommen gerüstet, trabte der ganze Zug heran, das Allarmsignal des Trompeters hatte seine Schuldigkeit gethan, der soldatische Instinkt führte sie dahin, wo ihr Commandant hielt.

„Kürassiere vor, das Asyl umstellt, das Civil zurück!“ commandirte der Wachtmeister.

Die Reiter beeilten sich, den Friedhof und das daran stoßende Kirchengemäuer zu umstellen.

Mit dem Befehle: „das Civil zurück" meinte Schebesta mehrere neugierige Ortsbewohner, welche der Lärm hieher gelockt hatte, unter diesen befand sich auch Marquard Depaul.

Siebentes Kapitel.

Die Praktik des Wachtmeisters und wie sie ihm gelungen.

Die Reiterschaar, welche unter dem Befehle des Wachtmeisters in Mauerbach kantonirte, zählte, dessen Burschen abgerechnet, sechsundzwanzig Köpfe, worunter auch der des Corporals Iserle.

Das Asyl war daher für den Rest der Nacht hinlänglich bewacht.

Iserle meinte zwar, man möge ohne Umstände den Missethäter aus dem Friedhofe holen, denn „De-

serteure seien der Kirchenfreiheit unfähig"; allein Schebesta war zu „punctuell" und zu gewissenhaft, er belehrte den Benarbten, daß Bergmann wohl wegzureiten im Begriffe gestanden habe, daß er jedoch stante pede noch in loco attrapirt, folglich noch nicht als Deserteur proklamirt werden dürfe, er sei simpliciter Missethäter wegen gespielten Betruges und wegen des vom Leben zum Tode gebrachten Dienstpferdes.

Als der Tag anbrach, blieben bloß zehn Kürassiere, darunter fünf zu Pferde, alle mit scharf geladenen Karabinern, auf den Posten, die übrigen konnten indessen bis zur Ablösung heimreiten und sich und ihre Gäule pflegen.

Der Wachtmeister, der Corporal und der Trompeter blieben zur Stelle.

Bergmann hatte sich an einem Grabe in's Gras gestreckt, bediente sich des Bündels statt eines Kopfkissens und überließ sich der Ruhe, deren er nach einer schlaflosen Nacht und so vielen Stunden der Aufregung bedurfte.

Er ruhte ohne zu schlafen.

Marquard, den anfangs bloß Neugierde hierher

gelockt hatte, nahm ein lebhafteres Interesse an dem Ereignisse, als er von dem Wachtmeister, welcher ihn unter den Civilisten bemerkte und ansprach, erfuhr wie sein anfänglicher Verdacht sich dennoch bestätigt habe, indem Rekrut und Klausner in Wirklichkeit eine und die nämliche Person waren.

Der Wachtmeister erzählte dem jungen Manne, wie er diese Gewißheit erlangt, und Marquard seinerseits zweifelte nun nicht mehr, daß derselbe räthselhafte Mensch die Rolle des Grafen Dolabella spielte.

Welche Absichten mochten hinter diesem geheimnißvollen Gebahren verborgen liegen?

Der Waidmann, der sich als den Urquell dieser Enthüllungen ansah, bereuete fast, daß es so gekommen; er war dem wilden Einsiedler, der ihn von schwerer Krankheit geheilt, zu Dank verpflichtet und hatte nun, freilich ohne es zu wollen, seine Pläne gekreuzt.

Der Gedanke, daß diese Pläne vielleicht betrügerische oder gar verbrecherische waren, tröstete ihn zwar, indessen empfand er doch eine lebhafte Theilnahme für den Bedrängten, dem selbst der Wacht-

meister nichts Schlimmeres zur Last zu legen wußte, als daß er eine Doppelrolle gespielt und sein Pferd erstochen habe.

Von dem Gefühle, welches ihn erfüllte, bewogen, richtete er an den Wachtmeister die Frage: was er denn im Laufe des Tages gegen Bergmann zu unternehmen gedenke?

Schebesta antwortete vertraulich und boshaft lächelnd:

„Mit Gewalt kann man zwar keinen Verbrecher dem Asyle entreißen, indessen gibt es allerhand Praktika, am Schuldigen die vindicta publica*) zu nehmen; ich habe viele Fälle erlebt, wo man die süßen Schäflein mit solchen Mitteln aus den Löchern kitzelte, daß sie um Gotteswillen um den Kerker und um das Hochgericht baten. Gemeiniglich bewacht man das Asyl, damit der Reus nichts zu fressen und zu saufen bekomme, und ehe dreimal vierundzwanzig Stunden verrinnen, kommt er von selbst herausspaziert, man verspricht ihm milde Justiz und überliefert ihn dem

*) Oeffentliche Sühne.

Auditor. Dieser Bergmann wird, wenn der Auditor an jenem Tage eben gut und milde gestimmt ist, durch dreihundert Mann zehnmal auf und ab Steigbügel laufen, das macht in Summa 6000 Streiche, womit er sich zufrieden geben kann.

Marquard entsetzte sich vor der schrecklichen Strafe, welche den Unglücklichen bedrohte, und der Gedanke, etwas für ihn zu thun, erwachte in ihm.

Der junge Mann hatte jedoch keine Zeit zu verlieren, eine wichtigere Aufgabe erforderte anderwärts seine Gegenwart.

Der Freiherr von Falk, Herr von Ratky, der Sendling Rakoczy's, welcher gekommen war, die Kiste mit den Thron-Insignien abzuholen, Peter, der Vertraute des Barons, standen lebhaft vor seinem Geiste, in der nächsten Nacht sollte die Kiste in das Boot, welches am Teufelssam ankerte, gebracht werden; Marquard's Stunden, wollte er seinem Vorsatze bezüglich dieses Unternehmens nicht untreu werden, waren gemessen.

So gern er auch den Ausgang der Ereignisse vom Mauerbacher Friedhofe abgewartet hätte, er mußte fort und doch konnte er sich nicht dazu entschließen,

ohne nicht dem Bruder Thomas in Etwas beigestanden zu haben.

Von dem Wachtmeister war in dieser Beziehung nichts zu erwarten, wenn etwas geschehen sollte, mußte es ohne dessen Wissen ausgeführt werden.

Albin's Bruder, ohne zu einem Entschlusse zu kommen, wollte sich eben fortbegeben, als er unter den umherstehenden Neugierigen die Zofe des Fräuleins von Falk bemerkte.

Bei dem Anblicke Veronika's enthüllte sich ihm durch eine natürliche Gedankenfolge die Möglichkeit, dem Rekruten durch eine dritte Person beistehen zu lassen; er winkte daher die Dirne zu sich heran und sagte zu ihr: „Begleite mich ein kleines Wegstück, ich habe mit Dir zu sprechen."

Veronika that schmunzelnd, was er begehrte.

„Der Wachtmeister", begann Marquard, „wohnt bei Euch im Edelhofe?"

„Er und sein Bursche, der Wiesel, hi, hi, hi!"

„Warum lachst Du?"

„Weil es mich freut; der Wiesel, hi, hi, hi . . ."

„Ist Dein Liebster."

„Ein braver Bursche! Der Peter — Gott verdamm' sein Kreuz! — wird lebenslang an ihn denken."

„Um so besser."

„Was ist um so besser?"

„Daß der Wiesel Dein Liebster ist. Nun merke wohl, was ich Dir auftrage. Du wirst dem Fräulein meinen Herzensgruß überbringen."

„Herzensgruß, ich will mir's merken.

„Wirst sagen, daß ich heute Nacht im Orte geschlafen." —

„Wo haben Sie geschlafen?"

„Beim Holzhändler Weiz! Ferner wirst Du Editha mittheilen, daß der Rekrut Bergmann, der hier im Friedhofe bewacht wird, und der wilde Einsiedler im Halterthale eine und die nämliche Person seien." —

„Nicht möglich!"

„Es ist so, der wilde Einsiedler hat mir vor einigen Monaten gewissermaßen das Leben gerettet, ich wünsche daher, ihm in seiner jetzigen Bedrängniß nützlich zu sein; da mich jedoch wichtige Geschäfte von dannen rufen, so bitte ich das Fräulein, dem Rekruten Bergmann oder dem Bruder Thomas, was

einerlei ist, beizustehen oder beistehen zu lassen. Hast Du mich verstanden?"

„Vollkommen, Herr Marquard."

„Dann eil' heim und thu', wie ich wünsche. Vergiß auch nicht meinen Herzensgruß."

„Was sollt' ich mit dem Ding' anfangen? Ich werde ihn sogleich überliefern und, was den Klausner betrifft, so soll ihm geholfen werden. Mein Lorenz ist ein kluger Kopf, er hat schon oft Rath gewußt, hi hi hi, er wird ihn auch dies Mal finden. Gott befohlen!"

Veronika eilte gegen den Edelhof zu und Marquard trat den Waldweg gegen den Tulbinger Kogel an, um nach Königstetten und von dort nach Muckendorf zu gelangen, in dessen Nähe sich die Donauinsel der Teufelssam befindet.

Wir lassen ihn ziehen, um ihn zu gelegener Zeit wieder aufzusuchen, für jetzt verweilen wir noch am Mauerbacher Friedhofe und erzählen, was sich da weiter begab.

. . . .

Wie ein Feldherr im Angesichte des lagernden Feindes schritt der Wachtmeister sinnend und mit ver-

schränkten Armen im Schatten der Kirchhofmauer auf und nieder.

Nach geraumer Weile blieb er stehen und rief: „Corporal Iserle!"

„Befehlen, Herr Wachtmeister!"

„Was macht der Reus?"

„Er hat sich unter dem großen Kreuz mitten im Friedhofe niedergelegt und läßt sich die Sonne in den Mund scheinen."

„Mir scheint, der infame Racker will schlafen, während brave Kriegsmänner seinetwegen hier wachen sollen. Die Kürassiere sollen lärmen, der Trompeter zur Abwechselung blasen; nachdem Ihr diesen Auftrag effektuirt, kommt wieder zu mir!"

Während Iserle den Befehl des Vorgesetzten vollzog, murmelte dieser vor sich hin: „Ich hab' schon Fälle erlebt, wo man Verbrecher aus ihrem Asyle herausnöthigte, indem man sie mehrere Nächte hindurch am Schlafen verhinderte. Das ist eine Praktik, welche das Reglement nicht verbietet. Man thut ihm direkt keine Gewalt an, sondern bedient sich bloß einer List.

Der Corporal kehrte wieder zurück, Lärm und

Trompetenschall zeigten, daß er seinen Auftrag punctuell effektuirt.

Wie der Feldherr von Kanonendonner in seinen Dispositionen sich nicht stören läßt, so achtete auch Schebesta auf den heillosen Lärm nicht, er winkte den Corporal näher zu sich heran und sagte:

„Wir wollen Kriegsrath halten, wie wir die Grille aus dem Loche kitzeln, denn der Tag unseres Abmarsches naht und wenn wir von hier fort müßten, bevor der Hund an der Kette liegt, hätte ich doppelten Schaden zu tragen; am Ende wäre der Hauptmann kapabel, von mir sogar Schadenersatz für das erstochene Pferd zu verlangen.“

„Wahr ist 's, Herr Wachtmeister, unsere Herren Hauptleute haben manchmal kuriose Ansichten von Ersatzleistungen. Wir hatten bei den Dragonern einen, dem mußte der Lieutenant, weil er einen untauglichen Rekruten angeworben, den Ersatz nicht in Summa restituiren, sondern da der Rekrut ein Kerl von sechs Schuhen Länge war, so behauptete der Hauptmann, der Lieutenant habe einen Schuh über das Maaß zu zahlen und verlangte das Pauschale für einen ganzen und für ein Fünftheil Mann.“

„Und der Lieutenant?“

„Hat ’s bezahlt.“

„Ich aber will weder an Geld noch an meinem Renommée büßen, sondern den Missethäter aus dem Asyl herausprakticiren.“

„Weiß schon, dergleichen kommt im Militair häufig vor.“

„Wozu rathet Ihr nun, Corporal Iserle?“

Der Benarbte besann sich eine Weile und sagte dann: „Ich entsinne mich eines Falles, der zu Raab in Ungarn arrivirte. Es war noch unter dem Prinzen Eugen, vor ungefähr dreißig Jahren, da saßen in selbiger Festung drei Soldaten, überwiesen des Einverständnisses mit den ungarischen Rebellen, die Kuruzzen geheißen. Weiß der Teufel wie es kam, die Missethäter fanden Gelegenheit, aus dem Gefängnisse zu entwischen und sich in ein Kloster zu flüchten, wo sie natürlich Asyl fanden. Der Profoß ärgerte sich gewaltig, aber er legte die Hände nicht in den Schooß. Als ein zärtlicher „Herr Vater“ schickte er seinem lieben Söhnlein in die Klosterfreiung zu essen und zu trinken, aber leider war seine Menage ein wenig un-

verdaulich, nach dem dritten Mittagsmahle waren die drei Kinder todt, mausetodt.

Schebesta schüttelte den Kopf und sagte:

„Solche Praktik verträgt sich mit Rebellen und Profoßen, aber nicht mit einem Wachtmeister, abgesehen davon, daß ich den Gott verdammten Teufelsbraten lebendig haben möchte und nicht vergiftet wie eine Ratte.“

„In Wälschland“, fuhr Iserle fort, „erlebte ich einen anderen Fall. Ich weiß den Namen des Nestes nicht mehr, vielleicht war's Mailand, da entkam ein Missethäter ebenfalls in ein Kloster; der Hauptmann besinnt sich nicht lange, schickt gute Kameraden des Entwichenen in die Freiung, diese fangen an mit ihm zu fressen, zu saufen und zu würfeln, und, wie das dumme Vieh betrunken war, vermummten sie ihn und trugen ihn, einen Anderen an seiner Stelle zurücklassend, aus dem Asyl. Die Mönche staunten nicht wenig, als der Andere am nächsten Morgen erklärte, zu seiner Compagnie zurückkehren zu wollen, doch durften sie es nicht verhindern. Die guten Kameraden erhielten eine Gratis-Portion und der Reus den Strick um den Hals.“

„Diese Praktik", entgegnete der kritisirende Wachtmeister, „wäre acceptabel, allein sie läßt sich bei einem Asyl unter freiem Himmel nicht adoptiren."

„Ich weiß auch einen Casus", fuhr der unerschöpfliche Corporal fort, „wo man zu dem Verbrecher sein Mädel, zum Soldaten verkappt, in die Freiung schickte, und die Dirne mußte ihn unter dem Vorwande, ihm zur Flucht verhelfen zu wollen, aus dem Asyle locken."

„Dieser Modus", meinte Schebesta, „gefiele mir absonderlich, wenn ein solches Subjekt im Unterrocke vorhanden wäre."

„Ich erlebte auch einen Fall ..."

„Teufel, seid Ihr noch nicht zu Ende?"

„Noch nicht, Herr Wachtmeister, wer lange dient, erlebt viel, item, ich war einst Zeuge, wie man einen Missethäter nicht nur Tag und Nacht am Schlafen verhinderte, sondern ihm lauter scharf gesalzene und gepfefferte Speisen reichte, ohne einen Tropfen zu trinken, das Lamm widerstand dem Schlaf und dem Durst nicht drei Tage lang."*)

„Es ist gut, Corporal Iserle, der Kriegsrath ist

*) Die hier angeführten verschiedenen Fälle sind Thatsachen, von der Chronik aufbewahrt. A. d. V.

geschlossen und ich als Präsident — wie es bei uns Sitte ist — behalte mir vor, nach meinem Belieben zu verfahren. Der Missethäter wird auch ferner am Schlafen gehindert, sein Mittagsmahl werde ihm versalzen, zu trinken bekommt er nichts, ein Weiteres will ich mir überlegen. Sendet einen Kürassier nach dem Edelhofe, mein Bursche soll sogleich hierher kommen.

Nach einer halben Stunde erschien Lorenz Wiesel.

Wie der Wachtmeister vor dem Leichenacker, so hatten auch Editha und Veronika im Edelhofe Kriegsrath gehalten, Wiesel war von ihnen in's Vertrauen gezogen worden und sagte seine Hilfe zu. Als er daher vor dem Wachtmeister erschien, zählte er bereits zu den Verschworenen der Gegenpartei.

„Lorenz", begann Schebesta, seinen Schnurrbart wichsend, „Du bist kein dummer Bursch', ich attestire Dir eine ziemliche Ration Verschmitztheit. —

Wiesel machte eine Schaafsmiene. —

„Ich glaube auf Deinen Eifer zählen zu können."

Der Bursche zwinkerte mit den Augen.

„Deshalb", fuhr sein Herr fort, „mußt Du einen Auftrag übernehmen, der wohl im Interesse des Dien-

stes liegt, aber außerhalb militairischer Art. Ich brauch' ein Weibsbild." —

Lorenz schlug verschämt die Augen nieder und erwiderte: „Herr Wachtmeister, warum soll dieser Casus außerhalb militairischer Art liegen?"

„Wenn Du an unzüchtige Raupen denkst, Du glatt gerupfter Spatz, laß ich Dich vierundzwanzig Stunden lang in die Eisen stecken. Wenn ich sage, ich brauch' ein Weibsbild, so kann das nur ex officio sein, denn zu Anliegen außer Dienst bin ich mir selbst noch resolut genug."

Wiesel legte salutirend die Hand an die Mütze.

„Ich brauch' ein verschmitztes Weibsbild", fuhr der Wachtmeister fort, „welches sich dazu informiren ließe, den Missethäter da drinnen aus seinem Asyle herauszulocken."

„Ich begreife."

„Du sollst im Orte recognosciren und mir ein solches Individuum notificiren."

„Wie viel versprechen Sie an Rekompens?"

„Teufel! ist das Weibervolk in Mauerbach so interessirt?"

„Ich zweifle, daß wir eine finden, die expreß

aus patriotischer Observanz sich zu solchem Dienst hergibt."

„Satan soll sie an den langen Haaren reißen ..."

„Purer Ueberfluß, jede hat ohnedies einige Teufel im Nacken."

„Wiesel, Du scheinst auch in diesem Felde respectable Experienz zu besitzen."

„Ich bekenne, so manche Campagne mitgemacht zu haben."

„Nun gut, ich will einige Kosten nicht scheuen. Das betreffende Weibsbild soll eine fünftägige Soldatenration bekommen."

„Warum nicht gar auch eine Heuportion! Das Civil kennt nur baare Münze und schon gar die Weibsleut', die wollen immer mit Silberlingen bezahlt sein."

„Ich wollte, das ganze Geschlecht stäcke in eisernen Miedern, nicht weiter als ein doppeltes Hufeisen."

„Warum wünschen Sie uns Strapazen?"

„Nun, wie ist's mit meinem Verlangen?"

„Ehe zwei Stunden vergehen, will ich Ihnen ein solches Weibsbild präsentiren."

„Die Operation wird jedoch erst in der Nacht vorgenommen."

„Das versteht sich von selbst. Am Tage coram populo würde keine zur Sirene werden."

„Die Person muß gute Art besitzen."

„Und welche Art!"

„Ein exaktes Mundstück."

„Eine Eloquenz schier so gut wie die Ihrige, Herr Wachtmeister."

„Endlich soll sie auch hübsch sein."

„So hübsch als eine Mauerbacherin nur sein kann."

„Item muß sie auch ein vernünftig' Geschöpf sein."

„Herr Wachtmeister prätendiren viel, indessen vielleicht entdeck' ich irgendwo eine verwunschene Prinzessin, denn bei einer gewöhnlichen Bauerndirne wird man kaum das Alles beisammen treffen."

„Nun besorg' auch noch, daß ich mein Mittagsmahl hergeschickt bekomme, denn so lange der Reus da drinnen ist, muß ich hier außerhalb campiren."

Der Bursche salutirte und ging heim.

Bald nach der Mittagsstunde fand er sich wieder am Friedhofe ein und zwar in Gesellschaft Veronika's,

die in einem geräumigen Handkorbe Schebesta's Mahl trug.

Dieser machte den Erdboden gleichzeitig zu Stuhl und Tisch und begann nach Soldatenart einzuhauen.

„Herr Wachtmeister, das bewußte Weibsbild ist gefunden", rapportirte Lorenz.

„Warum hast Du es nicht mitgebracht?"

„Es steht bereits vor Ihnen!"

Dem Wachtmeister schien der Bissen im Munde anzuschwellen, er brachte ihn nicht hinunter.

„Doch — nicht — die — Ve — ro — ni — ka?" stieß er silbenweise hervor.

„Ja, die Veronika übernimmt den Auftrag."

„Wiesel, Du bist ein Schaf."

„Sehr wohl."

„Wo ist da die Art?"

„Sie ist da, wenn man sie auch nicht sieht."

„Die Eloquenz?"

„Sitzt auf der Zunge."

„Die Vernunft?"

„Schläft im Kopfe."

„Und die Schönheit?"

„Die ruht im Geschmack."

Der Wachtmeister zuckte die Achseln, als wolle er sagen: „Mein Geschmack wäre sie eben nicht", worüber Veronika, ein wenig verletzt, die Worte sprach:

„Lauter Engel kann es freilich nicht auf der Welt geben; übrigens ihm hab' ich doch gefallen."

„Wer ist dieser „ihm?"

„Der Bergmann."

„Ah, seht, davon wußt' ich gar nichts!"

„Es war auch gar nicht nöthig, daß Sie es erfuhren, hi hi hi!"

„Meiner Treu, sie scheint vernünftiger, als sie aussieht. Ich meinte, sie hätte es auf den Wiesel abgesehen?"

„Als jedoch der Bergmann täglich zu Ihnen kam, fand ich ihn hübscher, und hi hi hi ..."

„Und er?"

„Nun, was er? Meinen Sie, sein Herz sei von Stahl?"

„O, bewahre!"

„Sie sehen also, Herr Wachtmeister, es muß mit meiner Schönheit doch nicht so übel bestellt sein, Bergmann schenkte mir seine Liebe, Wiesel hat sich dessen auch nicht geweigert und Peter — Gott ver-

damm' seine Adern! — würde noch heute ein Jubellied singen, wenn ich ihm ein freundlich' Auge wiese. So ist 's."

„Teufel! die Veronika hat auch Eloquenz; Lorenz, ich bin mit Seiner Acquisition zufrieden. Weiß sie, was sie zu thun hat?"

„Sie weiß Alles", antwortete Wiesel, „ich habe sie bereits mit den ausführlichsten Instructionen versehen."

„Was verlangt sie zur Recompens?"

„Gar nichts."

„Ah, das ist honorabel."

„Wenn ich den Bergmann aus dem Asyl locke, thu' ich's nicht aus Eigennutz, sondern aus Rache."

„Und warum Rache?"

„Weil . . . doch das ist mein Geheimniß . . . hi, hi, hi . . ."

„Sie spricht von Rache und lacht dabei?"

„Sie lacht nur äußerlich", vertheidigte Wiesel die Dame seiner doppelten Wahl, „innerlich schnaubt sie."

„Wann gedenkt die Veronika sich in den Friedhof zu begeben?"

Editha's Zofe, ihrer Rolle vollkommen mächtig, erwiderte: „Ich muß zu dem Missethäter gelangen

können, ohne daß er Verdacht schöpft, behalte mir daher die Art und die Zeit vor. Damit jedoch die Flucht möglich erscheine, müssen Sie einen Theil der Umfriedung frei von Wachen lassen, es ist dies die Falle, in welcher er sich fangen soll."

Schebesta versprach dies, worauf die Dirne — da der Wachtmeister indessen das Mahl eingenommen hatte — mit dem leeren Geschirr im Korbe und Wiesel an der Seite, sich entfernte.

Unter fortwährendem Singen, Lärmen und Trompeten außerhalb des Leichenackers schritt der Nachmittag vor. Bergmann, stets sichtbar, kümmerte sich um die Ruhestörer in der Nähe und in der Ferne nicht und wartete seine Zeit — die Nacht ab.

. . . .

. . . .

Noch vor dem Anbruche der Dunkelheit erschienen zwei Todtengräber und begaben sich, nachdem man sie untersucht hatte, ob sie keine Lebensmittel bei sich trügen, in den Friedhof, da den Soldaten das Recht nicht zustand, Jemandem den Eintritt in ein Asyl zu verwehren.

Die beiden Männer, mit Grabwerkzeugen ver-

sehen, begannen in jenem Theile des Leichenackers, welcher der verfallenen Kirche am nächsten lag, rüstig die Erde aufzuhauen.

„Corporal Iserle!"

„Befehlen, Herr Wachtmeister!"

„Ist Jemand im Orte gestorben?"

„Ein Kürassier meldete mir, in dem Hause, wo er einquartiert, sei ein zweijähriges Kind den Blattern erlegen."

„Dieses Kind hätte auch noch einige Tage fortleben können; die beiden Maulwürfe müssen sofort, wenn sie das Asyl verlassen, mir vorgestellt werden, damit keine Schmuggelei stattfinde."

Und leise vor sich hin murmelte die alte Kriegsgurgel:

„Ich bin neugierig, wann denn eigentlich diese Veronika an ihr Werk gehen wird?"

Mittlerweile brach die Dunkelheit an, zeitlicher und dichter wie sonst, weil gegen Abend hin der Himmel sich trübte und allmälig ganz und gar mit Wolken bedeckte.

„Corporal Iserle!"

„Befehlen, Herr Wachtmeister!"

„Der spitzbübische Mond wird sich heute nicht sehen lassen.“

„Pardonniren, Herr Wachtmeister, ich möchte meinen Kopf wetten, der Mond marschirt heute wie immer, wenn er just keinen Rasttag hat. Verdient Jemand spitzbübisch genannt zu werden, so sind es die malitiösen Wolken.“

„Wer hat das Gesindel grade heute Nacht losgelassen? Der liebe Herr Gott hat bisher das Regiment Hohen-Ems redlich protegirt.“ —

„Vielleicht befindet er sich auf kurzem Urlaub.“

„Es muß so etwas sein, sonst könnte ich mir die Animosität nicht erklären.“

Wieder verstrich eine Stunde — die Todtengräber arbeiteten fort und befanden sich bereits tief in der Erde.

„Corporal Iserle!“

„Befehlen, Herr Wachtmeister!“

„Fällt es Euch nicht auf, daß die beiden Scheermäuse so lange brauchen, um für ein zweijähriges Kind ein Grab zu bereiten?“

„Es ist zu erwägen, daß die Gräber für Kinder ebenso tief gemacht werden, wie für erwachsene Leute.“

„So tief wohl, aber nicht so lang. Die Sache erscheint mir zweifelhaft."

Nach einer Pause:

„Laßt das ganze Detachement ausrücken, und rings um den Friedhof große Wachtfeuer anzünden."

Und vor sich hin brummte er:

„Eine Million Teufel! wann wird denn endlich die Veronika an's Werk gehen?"

Wieder verfloß eine halbe Stunde.

„Corporal Iserle!"

„Befehlen, Herr Wachtmeister!"

„Es fängt an zu regnen."

„Vermuthlich, damit unsere Wachtfeuer auslöschen."

„Das ist ja eine förmliche Kriegserklärung von Oben."

„Eine solche contraire Behandlung verdienen Leute vom Regimente Hohen-Ems nicht."

„Man kann jetzt auf keine Protection mehr bauen."

„Oben nicht, Unten wohl."

„Da die Wachtfeuer wegen des Regens nicht brennen wollen, zündet Laternen an, dann laßt stante pede meinen Burschen herholen."

„Da kommt er eben.“

„Das ganze Wolkengesindel soll Dir in den Bauch fahren, Du ausgemergelter Krippenreiter!“ fuhr der Herr seinen Diener an, „wo steckt die Dirne?“

„Dort unten.“

„Wo unten?“

„Im Grabe.“

„Der Teufel wird sie doch nicht grade heute geholt haben?“

„Sie ist dort.“

„Wo dort?“

Wiesel lächelte.

„Haben Sie sie nicht erkannt? Sie ist ja einer von den Todtengräbern.“

„O, o! das riecht nach Betrug.“

„Das riecht nach Schlauheit. Veronika mußte zu solcher List greifen, damit der Verbrecher ihr Einverständniß mit uns nicht merke.“

Schebesta begnügte sich mit dieser Deutung und zeigte sich jetzt weniger ungeduldig.

Er begann die Posten rings um den Friedhof zu visitiren.

„Corporal Iserle!“

„Befehlen, Herr Wachtmeister.“

„Die Nacht ist pechfinster.“

„Leider Gottes!“

„Wie viel Uhr mag es sein?“

„Bald elf.“

„Man langte grade bei dem Friedhofthore an, als einer der Todtengräber herauskam. Er wurde dem Wachtmeister bei Laternenlicht vorgestellt.

Schebesta, Iserle und noch zwei Kürassiere nahmen ihn in Augenschein und nachdem Alle in ihrem Urtheile übereinstimmten, er und der Bergmann hätten gar keine Aehnlichkeit miteinander, wurde er entlassen.

„Nun ist Veronika mit dem Missethäter allein“, dachte Schebesta, „nun wird sie an's Werk gehen.“

Obwohl der Mauerbacher Leichenacker von geringem Umfang war, konnte man doch, so dicht deckte ihn die Finsterniß, nicht wahrnehmen, was drinnen, zehn Schritte von der Umfriedung, geschah.

Auf einmal ging — man erlaube uns die scherzhafte Redensart — den Soldaten ein Licht auf.

Mitten im Friedhofe entbrannte eine Laterne und beleuchtete zwei Männergestalten, in welchen der

Wachtmeister den zweiten Todtengräber und den Missethäter erkannte.

Beide saßen auf einem Grabe, Bergmann lehnte mit verschränkten Armen am Kreuze.

„Lorenz Wiesel!“

„Befehlen, Herr Wachtmeister.“

„Was bedeutet die unzeitige Beleuchtung?“

„Veronika will Ihnen vermuthlich beweisen, daß sie beginne, an ihre Aufgabe zu gehen.“

„Zum Teufel! das Licht muß ja dem Reus Verdacht einflößen.“

„Im Gegentheil; Veronika beruhigt ihn mit der Angabe, das Licht diene, Ihren Verdacht bezüglich der Anwesenheit des zweiten Todtengräbers zu zerstreuen, hat sie den Rekruten einmal zur Flucht beredet, dann wird sie das Licht auslöschen.“

„Meiner Treu'! das Mädel ist schlau; wär' sie statt der Eva im Paradies gewesen, die Schlange hätte nichts effektuirt. Gut, wir wollen jetzt abwarten, bis die Laterne erlischt.“

Eine Stunde verfloß.

„Lorenz Wiesel!“

„Befehlen, Herr Wachtmeister.“

„Das Licht brennt noch immer.“

„Ein Zeichen, daß der Missethäter noch nicht eingewilligt, dem Mäd'l zu folgen.“

„Er scheint ihr zu mißtrauen.“

„Vermuthlich.“

„Tausend Ellen Stricke um seinen Hals!“

Schebesta fing an ungeduldig zu werden — indessen er bezähmte sich und ließ wieder eine Stunde verstreichen.

„Lorenz Wiesel!“

„Befehlen, Herr Wachtmeister.“

„Das Licht brennt noch immer.“

„Leider.“

„Ich hab' es im Voraus gemerkt, daß die Dirne keine Eloquenz besitze.“

„Solltet wir uns in ihr getäuscht haben?“

In diesem Momente zuckte Schebesta zusammen.

„Corporal Iserle!“

„Befehlen, Herr Wachtmeister.“

„Hat Er's gehört?“

„Es klang wie der Schrei eines Käuzleins.“

„In welcher Richtung?“

„Dort von der verfallenen Kirche her.“

In diesem Momente erlosch die Laterne im Friedhofe.

„Teufel! grade jetzt, das sieht ja aus wie ein verabredetes Zeichen.“

Schebesta hatte diese Worte kaum gesprochen, als jenseits des Asyls in der Gegend der verfallenen Kirche ein Schuß fiel.

. . . .

Der Leser wird sich entsinnen, daß wir von einer verfallenen Kirche sprachen, an welche zur Zeit unserer Erzählung der Mauerbacher Leichenacker stieß. Beide Theile waren durch die Umfriedungsmauer getrennt, die eben wegen des gänzlichen Verfalles des ehemaligen Gotteshauses ununterbrochen um den Friedhof ging. Corporal Iserle hatte daher die Posten derartig aufgestellt, daß wohl die Begräbnißstätte bewacht, dagegen das alte Gemäuer außerhalb des von ihm gezogenen Rayons blieb.

Der Mangel an hinlänglicher Mannschaft hatte ihn zu dieser Verkürzung der Ueberwachungslinie bewogen, und sein Vorgesetzter fand die Aufstellung tadellos.

Der Schuß, dessen wir erwähnten, knallte in der

Nähe der verfallenen Kirche und der Wachtmeister und Corporal Iserle eilten zu der angedeuteten Stelle.

Noch hatten sie dieselbe nicht ganz erreicht, als ein zweiter Schuß fiel.

„Hollah! was gibt's?" schrie Schebesta dem Posten von der Ferne zu.

„In dem Gemäuer drinnen geht 's um", antwortete der dort aufgestellte Kürassier Spiegel.

„In Deinem ausgefummelten Schädel geht 's um, Du glattbarbierter Kalbskopf mit Zopf und Schnautzbart. Corporal Iserle! . . . laßt Wachtfeuer anzünden! . . . der malitiöse Regen . . . Laternen her! . . . laßt das Asyl nicht aus dem Aug'! . . . der Rumor in der Kirche ist nur eine Scheinbewegung . . . wir lassen uns nicht irre führen . . . item, wir wollen doch sehen, was es ist? . . ."

Schebesta, Iserle und zwei Kürassiere näherten sich dem verfallenen Gemäuer und gingen um selbiges herum.

Alles ruhig, Alles still.

„Ich hab's ja gleich gesagt, es war nur eine Scheinbewegung, der Neus muß im Orte Verbündete haben. Corporal Iserle!"

„Befehlen, Herr Wachtmeister!"

„Den Posten ist noch größere Vigilanz zu befehlen, dann gehen wir in den Friedhof hinein und sehen nach, wo der zweite Todtengräber steckt. Bei dieser Gelegenheit bekommen wir den Reus zu sehen, da wir ihm keine Gewalt anthun wollen, so verletzen wir damit nicht das Reglement."

Iserle machte rasch die Ronde, die Posten meldeten, es sei Niemand aus dem Asyl gekommen, Veronika mußte sich daher noch im Gottesacker befinden.

Die Unterofficiere und zwei Soldaten mit Laternen begaben sich jetzt in das Asyl.

„Seht, seht", murmelte der Wachtmeister mit dem befriedigten Tone eines Menschen, dessen Combinationen ihre Bestätigung finden, „ich hab's gleich gesagt, das Geräusch bei der Kirche war nur eine Scheinbewegung, der Reus sitzt dort am Grabe und schläft."

Noch sechs Augen wendeten sich nach dem kaum zehn Schritte entfernten Leichenhügel und sahen Bergmann mit verschränkten Armen, den Rücken an das Kreuz des Grabes gelehnt, sitzen.

„Darf der Corporal Iserle sprechen, Herr Wachtmeister?"

„Redet, ich erlaub' es."

„Mir will es dubiös bedünken, daß der Reus noch immer da sitzt, wie vor drei Stunden, als der zweite Todtengräber ihm Gesellschaft leistete."

„Er ist vermuthlich eingeschlafen", murmelte der Wachtmeister.

Indessen, er glaubte an seine eigenen Worte nicht, auch ihm schien die Permanenz mehr als auffällig, man näherte sich daher dem Sitzenden, das Licht beider Laternen fiel auf ihn.

„Niederträchtig!" schrie Schebesta auf einmal auf, „Satan, Beelzebub, Luzifer und das ganze Höllenregiment hat keinen solchen Erzbösewicht aufzuweisen. Corporal Iserle!"

„Befehlen, Herr Wachtmeister!"

„Wir sind genarrt, hintergangen, infam prostituirt. Da sitzt ein Popanz, ein Spatzenschrecker mit der Montur des Verbrechers, er selbst ist fort. Was steht Ihr da und reißt die Mäuler auf? . . . Die gesammte Mannschaft zu Pferd! — Zwei und zwei machen eine Patrouille! . . . die ganze Gegend durchstreift . . . jetzt ist er de facto Deserteur . . . wer ihn einbringt, erhält fünf Gulden Taglia . . . Trom-

peter blaset Attaque . . . der alte Schebesta ist prostituirt, seine Promptitüde blamirt, sein Renommée ruinirt. Corporal Iserle!"

„Befehlen, Herr Wachtmeister!"

„Ist Euere Pistole geladen?"

„Ja, Herr Wachtmeister."

„Dann schießt mir eine Kugel durch's Herz."

„Pardonniren, Herr Wachtmeister, das wäre gegen die Subordination."

„Bin ich noch werth, daß man mich respectirt. Nein! Verdien' ich noch die Charge, die ich trage? Nein! Gibt's ein größeres Vieh im Regiment? Nein! Corporal Iserle!"

„Befehlen, Herr Wachtmeister!"

„Laß die Montur des Deserteurs zusammenpacken, ich besitze jetzt zwei Futterale von der häßlichen Raupe, eines zeigt den Klausner, das andere den Rekruten, wenn mir diese vermaledeite infernalische Bestie noch einmal unter die Hände kommt, dann will ich, um ein drittes Futteral zu erhalten, ihr die Haut abziehen zu meiner Satisfaction. Corporal Iserle!"

„Befehlen, Herr Wachtmeister!"

„Das Grab untersuchet, welches die Todtengräber am Abend gemacht, vielleicht entdecken wir da eine Spur."

Die Untersuchung ging vor sich und die Entdeckung verbreitete hinlängliches Licht, den Wachtmeister den ihm gespielten Betrug erkennen zu lassen.

Dem Leser sei in wenigen Zeilen die Aufklärung geboten.

Das neu gemachte Grab befand sich nahe der verfallenen Kirche, man brauchte nur wenige Klaftern unter der Friedhofmauer durchzugraben und man kam in die Gruft der Kirche, von wo aus man ohne Anstand über verwittertes Gemäuer in's Freie gelangen konnte.

Der Begleiter Veronika's kannte die Gelegenheit des Ortes und minirte abwechselnd mit ihr an dem unterirdischen Schlauch, der nur so breit gemacht wurde, daß ein Mensch sich durchwinden konnte.

Die beiden Todtengräber vollendeten jedoch die Arbeit nicht, weil die lange Dauer dem Wachtmeister verdächtig erschienen wäre.

Nach angebrochener Finsterniß schlich Veronika zu Bergmann, flüsterte ihm zu, daß sie von Marquard Depaul beauftragt sei, ihn zu befreien, und

forderte ihn auf, die bereits vorgeschrittene Arbeit zu vollenden.

Bergmann griff freudig nach dem dargebotenen Retterarm.

Um die Aufmerksamkeit der Soldaten von der Arbeits- und Rettungsstätte abzulenken, streifte Bergmann unten im Grabe seine Gewänder ab und zog das Kleid des Grafen von Dolabella an, das er im Bündel mit sich trug.

Mit dem Gewande des Rekruten bekleidete man den Popanz, an dessen Seite Veronika Platz nahm, worauf sie die Laterne anzündete und damit den Wachtmeister glauben machte, sie sei eben d'ran, den Missethäter in die Falle zu locken.

Wie der andere Todtengräber aus dem Friedhofe kam, wissen wir.

Das an der verfallenen Kirche vernommene Geräusch war daher keineswegs eine Scheinbewegung, sondern die wirkliche Flucht.

Nachdem Schebesta durch die Untersuchung die schreckliche Gewißheit des ihm gespielten Betruges erhalten, rief er wieder: „Corporal Iserle!"

„Befehlen, Herr Wachtmeister."

„Rufet meinen Malefizburschen herbei!“

Lorenz Wiesel hatte sich am Fuße der Friedhofmauer niedergelegt und schlief, oder vielmehr stellte sich, als ob er schliefe.

„Wo warst Du, Hundemensch?“ fuhr ihn sein Herr an.

„Ich hab' geschlafen.“

„Du bist Arrestant!“

„Sehr wohl.“

„Du warst mit im Complot!“

„Herr Wachtmeister, Sie können mich mit Arrest belegen, aber Sie dürfen mich ohne Kriegsrecht nicht ehrlos machen. Ich bin kein Complotirer.“

„Das Weibsbild hat uns getäuscht.“

„Wenn's so ist, dann sind wir nicht die ersten Männer, die von einer Frauensperson betrogen worden sind.“

„Du hast sie mir empfohlen.“

„Pardonniren, Herr Wachtmeister, ich habe Ihnen ihre Art, ihre Vernunft, ihre Eloquenz und Schönheit empfohlen, ich habe aber keine Silbe über ihre Vertrauenswürdigkeit verloren; au contraire, es wurde Ihnen nicht verhehlt, daß die Person ihr Aug' auf

den Rekruten geworfen, es war also immerhin nicht unmöglich, daß sie mit ihm im Complot arbeiten werde."

„Lorenz Wiesel, ich sagte vorhin, der Bergmann sei der durchsiebteste, abgefeimteste aller Gauner, ich habe dabei vergessen, daß Du auf der Welt bist. Sobald ich im Edelhofe anlange, wird die Veronika arretirt, und wehe Dir, wenn sich's herausstellt, daß Du am Complote Theil genommen!"

Wiesel lachte in's Fäustchen, er wußte recht gut, man werde Veronika im Edelhofe nicht antreffen; es war verabredet, daß sie sich bis zum Abmarsch der Kürassiere bei einer Verwandten in Königstetten verbergen solle, was sie auch that.

So endete die merkwürdige Praktik des Wachtmeisters Prokop Schebesta.

Die Folge davon war, daß seine Charge ihm zwar erhalten blieb, daß er aber wegen Sorglosigkeit bei der Werbung in seine Conduitenliste einen schwarzen Fleck bekam und für den Deserteur und das erstochene Pferd Ersatz leisten mußte.

Da er mit seinen Leuten ein paar Tage nach den erzählten Vorfällen zur Kriegsarmee an die tür-

kische Gränze abmarschirte, so verlassen wir ihn, um ihn seiner Zeit gegenüber den Ungläubigen wiederzutreffen. Er wird dann noch immer an den Sold-Abzügen laboriren, mit denen er ratenweise den Ersatz tilgte für das erstochene Pferd und für den natürlichen Sohn des Grafen Alexander von Bonneval.

. . . .

Graf Cäsar de la Tour war kaum den Kürassieren von Hohen-Ems entwichen, als er sich auch schon auf den Weg machte, um, unter dem Namen eines Grafen von Dolabella, Albin Depaul in seine Gewalt zu bekommen und mit sich nach der Türkei zu führen.

Achtes Kapitel.

Am Teufelssam.

Wir verließen Marquard Depaul auf dem Wege nach dem Teufelssam, der hinter Muckendorf gelegenen Donauinsel.

An dieser Insel lag unterhalb des genannten Ortes das eigens hergerichtete Boot vor Anker, welches die Bestimmung hatte, die im Halterthale verborgenen Thron-Insignien dem Prätendenten von Ungarn und Siebenbürgen zuzuführen.

Dieser Prätendent, Josef Rakoczy, war der Sohn Franz Rakoczy's des Zweiten, mit dem Kaiser Josef I. den Szathmarer Frieden geschlossen hatte und der zwei Jahre vor dem Beginne dieser Erzählung gestorben war.

Otto Freiherr von Falk gehörte zu den Anhängern der malcontenten Familie, denn in dem Hause Rakoczy erbte sich der Haß gegen Oesterreich fort, wie im Gegensatze bei anderen hervorragenden Familien die Anhänglichkeit und Loyalität.

Der Baron Falk hatte dem Sendling Rakoczy's, Herrn von Ratky, versprochen, die Einschiffung der Kleinodien mit seinem Vertrauten Peter selbst zu besorgen, dann sollte das Fahrzeug nach Wien gehen, dort die Scheinladung, bestehend in Skulpturarbeiten, aufnehmen und hierauf seine Reise unverzüglich antreten.

Herr von Ratky und Peter sollten das Boot erst hinter Kaiser-Ebersdorf besteigen.

Wenn wir noch wiederholen, daß das Boot in seinem Bauche unter dem Boden ein eigens gebautes, wasserdichtes Behältniß zur Aufnahme der gefährlichen Kiste hatte, und daß nur einer von den zwei gedungenen Schiffern in das Geheimniß dieses Behältnisses eingeweiht war, so bleibt uns selbst für den zerstreutesten Leser nichts mehr zu erinnern übrig, es wäre denn, daß wir auch noch auf Marquard's Absicht hinwiesen, welche dahin ging, zu verhindern, daß die falschen Thron-Insignien in die Hände des Prätendenten gelangen und zwar in einer Weise, der Eigennutz und Angeberei fern blieb, ohne mit der gefährlichen Kiste in Berührung zu kommen.

So tief Marquard die Trennung von seinem jüngeren Bruder bedauerte, so erschien es ihm doch erwünscht, in dieser Angelegenheit allein vorzugehen, um Albin unnöthiger Weise keiner Gefahr auszusetzen.

Wie aber gedachte der junge Waidmann seine erwähnte Absicht auszuführen?

Die Antwort auf diese Frage bildet den weiteren Inhalt dieses Kapitels.

. . . .

Der trüben, regnerischen Nacht war ein heiterer, angenehmer Frühlingstag gefolgt.

Die Donau hatte durch den Regen der verflossenen Nacht weder an Schnelle gewonnen, noch an Klarheit eingebüßt; Alles, was groß ist und stark, läßt sich von kleinlichen Widrigkeiten nicht berühren.

Eine Schaar von Wasservögeln rauschte über den Spiegel dahin, vermuthlich ein einsames Plätzchen suchend, um das befreundete Element zu liebkosen.

Die Auen, die ernsten Wächter des kostbaren blauen Bandes, lauschten stumm den plauderhaften Wellen, die ihnen wer weiß welche Mährlein aus den Oberlanden erzählten.

Ganz nahe am Strome, nur durch eine schmale Aue von ihm getrennt, zieht sich das heute lang gestreckte Muckendorf dahin, damals eine Gruppe von Hütten, bewohnt von Fischern, Schiffern und Wilddieben, die auf das unter Kaiser Karl dem Sechsten unmäßig überhand genommene Wild heimlich Jagd machten.

Aus den Rauchfängen der Hütten ringelten sich kerzengerade blaue Wölkchen empor, verkündend, daß

man in den Küchen daran sei, für den Tyrannen im Menschen, für den Magen, den Tribut zu bereiten.

Und in der That, die Weiber hatten Ursache sich zu sputen, die Mittagsstunde stand nahe und die meisten der Muckendorfer Tyrannen begannen bereits zu knurren.

Um diese Zeit schritt Marquard Depaul, mit einer Flinte über die Schulter gehängt, durch Muckendorf und nahm seinen Weg quer durch die Aue zum Ufer der Donau.

Wie bereits erwähnt, theilt sich gerade hinter dem genannten Orte der Strom in zwei Arme, welche das eiförmige, mit Auen bewachsene Eiland, der Teufelssam genannt, bilden.

Die Insel ist der Länge nach durch einen ziemlich breiten und tiefen Graben in zwei ungleiche Theile getheilt.

Marquard schritt hart am Ufer stromabwärts dahin und spähte hinüber nach dem Teufelssam, ohne indessen, was er suchte, wahrzunehmen.

„Das Boot", dachte er, „wird am jenseitigen Ufer des Donauarmes geankert liegen; ich muß mich nach der Insel hinüberschiffen."

In seiner Nähe hämmerte ein Mann an einem Kahne, jenem kleinen, schwanken Fahrzeuge, dem das Schiffervolk an der Donau den bezeichnenden Namen „Seelentränker" gegeben.

Der junge Mann begehrte den Kahn geliehen zu erhalten und der Muckendorfer zeigte sich dazu gegen eine entsprechende Vergütung und Sicherstellung geneigt, „das heißt", setzte er hinzu, „wenn Ihr in der Nähe des Ortes bleibt."

„Ich gedenke bloß hinüber nach dem Teufelssam zu fahren", bemerkte Marquard.

„Es gibt viel Wild drüben."

„Kann mir's denken."

„Ihr werdet dort auch ein Boot antreffen." —

„So?"

„Es liegt schon mehrere Tage festgeankert, Einer aus unserem Orte hütet es. —

„Ganz sicher ein Schiffer?"

„Der Mader Sepp, ein kluger, verwegener Kopf, ein Mensch ohne Kind und Rind, er wird mit dem Boote eine weite Fahrt antreten, aber erst in einigen Tagen, wie er sagt, doch kommen wir wieder auf unsern Handel zu reden."

Der Muckendorfer stellte eine mäßige Forderung, man wurde einig, tauschte die Namen aus, Albin's Bruder bestieg das mit Ruder und Seil versehene Fahrzeug und ließ sich, die Richtung gegen die Insel nehmend, bis an deren äußerster Spitze hinabrinnen.

Da er während der Fahrt längs des diesseitigen Inselufers dahinfuhr, konnte er sich noch genauer wie früher überzeugen, daß der gesuchte Kahn sich an dieser Seite nicht befand.

An der untern Inselspitze angelangt, ruderte Marquard bis an's Ufer, sprang, das Seil am Arme, an's Land, zog den Kahn hinter sich her in den wasserreichen Graben hinein, welcher, wie erwähnt, den Teufelssam theilt und, eine Art Bucht bildend, wohl geeignet war, den Kahn den Blicken zu verbergen und vor Entwendung zu schützen.

Hier band der junge Mann den Kahn fest, orientirte sich, um die Stelle auch in der Dunkelheit wieder zu finden, und begann hierauf längs des Inselrandes dahinzuschreiten und nach dem fest geankerten Boote zu spähen.

Noch hatte er nicht zweihundert Schritte am rechten Insel-Ufer des zweiten Donau-Armes zurück-

gelegt, als er das gesuchte Fahrzeug gewahrte, von überhangenden Bäumen beschattet, auf dem Rücken des Stromes sich sanft wiegend.

Marquard näherte sich dem Uferrand; — Alles todt, keine lebende Seele zeigte sich.

„Der Schiffer befindet sich vermuthlich im Fahrzeug", dachte er, trat an den Rand des steilen, etwas erhobenen Ufers und rief mit kräftiger Stimme:

„Hollah, ho!"

Auf diesen Ruf kam unter einer Art improvisirten Bretterdaches, welches, von Oben angesehen, wie der Boden des Fahrzeuges erschien, ein Mann hervorgekrochen, der, ohne sich zu erheben, nach dem Ufer hinauflugte.

Als Marquard ihn erblickte, rief er mit dem Tone eines Menschen, der einen Bekannten da findet, wo er ihn sucht:

„Aha, da seid Ihr ja!"

Der Schiffer richtete sich auf. —

„Habt die Güte, ein wenig heraufzukommen!"

Der Schiffer stieg auf die Kante des Bootes, ergriff einen langgestielten Haken, stieß ihn schräg in die Erde und schwang sich an's Ufer.

Während dem bekam Marquard Muße, den Mann aus seinem Aeußeren zu studiren.

Das Resultat war kein entmuthigendes.

Die Gestalt des Schiffers war von mittlerer Größe, gedrungen, starkknochig und muskulös. Seine Arme und Beine verriethen ungewöhnliche Körperkraft. Der dicke Kopf zeigte eine hohe Stirn, darunter ein Antlitz, verwegen und verschmitzt. Die etwas nach aufwärts gezogene Oberlippe verlieh ihm den Ausdruck permanenten Hohns.

Als der Schiffer bei Marquard anlangte, sagte er mit dem Ausdrucke lauernder Zurückhaltung: „Da bin ich, was wollt Ihr, lieber Herr Jäger?"

Darauf erwiderte Marquard gelassen: „Bevor man einen Menschen nach seinem Begehr fragt, muß man ihn kennen. Ich kenne Euch, Ihr aber mich nicht."

„Ihr kennt mich? Sonderbar, ich entsinne mich nicht, Euch je begegnet zu sein. Ihr seht mir höchstens den Schiffer an, wie ich Euch den Jäger, darauf wird's wohl hinausgehen und nicht weiter."

„Ich merk' es schon, Ihr seid mißtrauisch, Ihr habt auch Eurer Lage wegen Ursache dazu."

Der Schiffer stellte sich, als verstände er den jungen Mann nicht, und fragte:

„Was wollt Ihr damit sagen?"

„Nichts Anderes, als daß Ihr Mißtrauen hegt, weil Ihr müßt. Warum befindet Ihr Euch seit vierzehn Tagen vom Hause abwesend?"

Der Leser erinnere sich, daß Baron Falk Herrn von Ratky mitgetheilt hatte, das Boot liege seit vierzehn Tagen in Bereitschaft und werde von einem vertrauten Schiffer bewacht. Marquard entsann sich dieses Umstandes und bediente sich seiner, um dem Vertrauten des Barons zu imponiren und ihn zu verwirren.

Der Schiffer wurde auch wirklich durch obige Frage überrascht, doch verlor er darüber seine Fassung nicht, sondern beherrschte mit gutem Erfolge sein Aeußeres und erwiderte leicht hingeworfen:

„Bah, ich befand mich oft schon länger abwesend, unsereins macht Reisen zu Wasser wie andere Leute zu Lande."

„Dies Mal", antwortete Marquard, „waret Ihr aber nicht auf der Reise, sondern habt ohne Unterbrechung still gelegen, in diesem Boote, an dieser Stelle."

„Und wenn dem so wäre, was liegt daran?"

„Im Grunde läge daran nichts, wenn man daraus nicht folgern könnte . . .

„Was denn?"

„Daß Ihr mich gern mit Unwahrheiten abspeisen möchtet, wenn ich einfältig oder unwissend wäre, solche Kost in Kauf zu nehmen."

„Ah, seid Ihr gekommen, Euch bei mir satt zu essen?"

„Zwingt Euch nicht zum Scherze, er geht Euch nicht aus der Seele."

„Ich will Euch etwas sagen, Herr Jäger."

„Sprecht immerhin."

„Euer Hin- und Herreden fängt an, mir unbequem zu werden."

„Ich glaub' Euch das auf's Wort. Zum Dank dafür will auch ich Euch etwas sagen, Herr Schiffer."

„Laßt hören."

„Wenn Euch mein Reden schon unbequem erscheint, würde es mein Handeln noch mehr."

„Was geht mich Euer Thun an?"

„Es würde Euch nahe genug an den Leib gehen."

„Meint Ihr?"

„Ich geb' Euch Mannes Wort darauf."

„Am Ende seid Ihr von Gerichtswegen da?"

„Wär' dem so, ich verlöre nicht so viele Worte und stände Euch an diesem Orte nicht allein gegenüber."

„Teufel! es hat wirklich den Anschein, als ob Ihr mich kenntet?"

„Geht, geht, redet nicht unnützes Zeug, lieber Mader Sepp."

„Oho!"

„Was soll das „Oho"?"

„Ihr wißt auch meinen Namen?"

„Ich weiß sogar noch einen Namen."

„Zum Beispiel?"

„Baron Falk! —"

„Herr Jäger!"

„Wollt Ihr noch einen hören? Peter!"

Der Schiffer begann den jungen Mann von Oben bis Unten zu messen, auf seinem Antlitze konnte man die an sich selbst gerichtete Frage lesen: „Was soll ich mit dem beginnen?"

Marquard ließ sich von dem gefährlichen Anzeichen nicht beunruhigen und fuhr fort:

„Ihr seid nun überzeugt, lieber Mader Sepp, daß

ich die Wahrheit sprach, als ich angab, Euch zu kennen. Nun sollt auch Ihr erfahren, wer ich bin. Mein Name ist Marquard Depaul, ich bin Jäger in Hintersdorf und habe Euch aufgesucht, um Euch einen Dienst zu erweisen, für den Ihr mir Euer ganzes Leben lang Dank wissen werdet."

„Ihr wollt mir einen Dienst erweisen?" fragte der Schiffer mit einem mißtrauischen Seitenblick.

„Warum denn nicht?"

„Weil ich Euch nicht kenne, weil unter solchen Verhältnissen angebotene Dienste verdächtig sind."

„Ich will Euch eine Geschichte erzählen."

„Eine Geschichte? Wozu?"

„Damit Ihr bessere Einsicht in Euere Lage gewinnt."

„Erzählt!"

„Auf einem Baume befand sich ein Nest mit jungen Vögeln. Ein Fuchs trug Gelüste darnach, da er jedoch ein krummes Bein besaß, welches ihn am Klettern hinderte, ersah er sich einen Bären, der ihm das Leckermahl herabholen sollte. Er beschwatzte Meister Petz, es sei ein Honigfladen oben, den wilde Bienen angesetzt, der tölpische Bär klettert hinan, holt das

Nest herab und sieht zu seinem Verdrusse, daß er sich getäuscht. Der Fuchs macht sich mit den jungen Vögeln aus dem Staube, der Bär brummt, lenkt damit des Jägers Augenmerk auf sich und kriegt eine Kugel durch den Pelz. Versteht Ihr diese Geschichte?"

„Nicht ganz. Wer ist der Fuchs?"

„Der Baron Falk."

„Der Bär?"

„Ist ein gewisser Mader Sepp."

„Und der Jäger seid vermuthlich Ihr?"

„Gott behüte, der Jäger ist die hohe Obrigkeit."

„Und das Vogelnest, welches der Bär für einen Honigfladen hielt?"

„Das ist jene Kiste, für welche das geheime Behältniß unter dem Boden jenes Bootes eigens gemacht wurde."

Der Mader Sepp begann sich mit dem rechten Zeigefinger hinter der rechten Ohrmuschel zu kratzen und sagte dann: „Teufel! Herr Jäger, wir Beide müssen miteinander näher bekannt werden."

„Deshalb sucht' ich Euch eben auf, Herr Schiffer."

„Kommt mit mir hinab in's Boot."

„Mit Vergnügen."

„Ich führ' nichts Böses im Schilde."

„Bah, bin ich der Mann, mir etwas anthun zu lassen? Mein Waidmesser ist geschliffen, meine Flinte geladen."

„Ihr werdet keines von Beiden benöthigen."

„Ich bin überzeugt davon."

Beide gingen nun hinab in das Boot, wo sie unter dem Nothdache sich niederließen.

Der Schiffer holte aus einem Winkel Brod, Wein und kaltes Fleisch hervor und sagte zutraulich:

„Greift zu, Herr Depaul, und dann sprecht. —"

„Was das Zugreifen betrifft", versetzte Marquard, „bin ich stracks dabei, das Sprechen jedoch ist an Euch."

„An mir?"

„Ja, lieber Mader. Ich wünsche nämlich zu wissen —"

„Was denn, lieber Herr Depaul?"

„Inwieweit der Baron Euch in seine Geheimnisse eingeweiht hat?"

„Das heißt", entgegnete der Schiffer vorsichtig, „Ihr möchtet von mir erfahren, was Ihr noch nicht wißt?"

„Fehlgeschossen, lieber Mader, ich schwöre Euch,

ich weiß Alles, Alles! Ich hab 's Euch ja schon zu verstehen gegeben, daß, was der Bär für einen Honigfladen hielt, ein Nest voll junger Vögel war."

„Ihr möchtet also wissen . . ."

„Was der Honigfladen bei Euch bedeutet."

„Das heißt?" —

„Was der Baron vorgab, daß sich in der Kiste befinde?"

„Wie aber, wenn der Baron mir wirklich die Wahrheit anvertraut hätte?"

„Das glaub' ich nicht!"

„Warum nicht?"

„Weil Ihr dann kein Bär wäret, sondern ein Esel."

„Warum ein Esel?"

„Weil Ihr Euere ganze Haut zu Markte trüget."

„Teufel, ist die Gefahr dabei so groß?"

„So groß, daß sie Euch genau bis an den Adamsapfel reicht."

„Bis wohin? Diese Stelle kenne ich nicht."

„Der Adamsapfel ist die äußere Erhöhung des ersten und größten Knorpels der Luftröhre."

„Sapperment! Ihr meint also, es ginge mir bis an den Hals?"

„Ich will 's Euch beeiden."

„Dann glaube ich 's."

„Was denn?"

„Daß der Baron ein Fuchs ist."

„Nun, laßt hören, was bedeutet der Honigfladen?"

„Der Baron sagte mir", erwiderte der Schiffer vertraulich, „das geheime Behältniß im Boote diene zur Aufnahme eines Sarges."

„Und in diesem Sarge?"

„Befindet sich eine Leiche." —

„Honigfladen!"

„Die Leiche eines justificirten Malcontenten."

„Honigfladen!"

„Diese Leiche soll den hochgestellten Angehörigen heimlich überliefert werden."

„Honigfladen, nichts als Honigfladen."

„Der Baron ist ein . . ."

„Fuchs, sonst nichts."

„Jetzt, Herr Depaul, ist die Reihe zu sprechen an Euch."

„Aha!"

„Ich habe Euch entdeckt, was der Honigfladen

bedeutet, nun sagt mir, was die jungen Vögel vorstellen?"

Marquard lächelte.

Der Schiffer sah den Jägersmann erwartungsvoll an, dieser besann sich eine Weile und sagte dann: „Eure Frage ist im Grund überflüssig."

„Warum das?"

„Weil es für Euer Wohl ganz gleichgültig ist, ob Ihr den wirklichen Inhalt des Sarges kennt, oder nicht."

„Ich möchte aber doch wissen, was die Vögel bedeuten?"

„Die Vögel bedeuten für Jeden, der auf dem Boote angehalten wird, den Strick oder das Rad, was braucht Ihr mehr?"

„Teufel, das ist schlimm!"

„Ihr werdet auch zugeben, daß die Gefahr, wenn Ihr auch eine Scheinladung in Wien aufnehmt, immerhin sehr groß ist."

„Zum Kuckuck, was soll ich denn thun?"

„Einfältige Frage."

„Ich kann mir den Baron nicht zum Feinde

machen, sonst würde ich die ganze Fahrt zurückweisen."

„Das ist auch gar nicht nothwendig."

„Ah, Ihr scheint mir einen Rath geben zu wollen?"

„Ich leugne es nicht."

„Dann sprecht."

„Euere Gefahr", begann jetzt Marquard, „fängt erst an der österreichischen Grenze an."

„Zugegeben."

„Ihr braucht sie also nur zu beseitigen, bevor Ihr die Grenze erreicht."

„Wie das? Soll ich etwa den Sarg in's Wasser werfen und mich der Rache des Barons aussetzen?"

„Seh' ich aus wie Einer, der Jemandem einen so einfältigen Rath zu geben vermöchte?"

„Dann laßt hören."

„Ich an Euerer Stelle würde es ungefähr so anstellen."

„Wie denn?"

„Ich würde im Boden des Bootes eine viereckige Oeffnung machen . . ."

Mader riß die Augen auf.

„Dieses Loch würde ich durch eine Klappe schließen.“

„Nur weiter.“

„Sobald ich mich nun auf der Fahrt nach Preßburg, zum Beispiel bei Petronell befände, würde ich in der Nacht verstohlen, ohne daß die Anderen es bemerkten, die Klappe öffnen.“

„Zum Teufel!“ rief jetzt der Schiffer, „das hieße ein Haus anzünden, um die Katze darin zu vertilgen.“

„Ist das Haus Euer Eigenthum?“

„Nein!“

„Kann Euch der Baron beweisen, daß Ihr den Brand gelegt habt?“

„Nein!“

„Könnt Ihr schwimmen?“

„Ja!“

„Was geht Euch höher, der Hals oder der Buckel?“

„Jedenfalls der Hals.“

„Dann befolgt meinen Rath.“

„Ohne daß ich erfahren, was sich in dem Sarge befindet?“

„Ich sage nichts als: befolgt meinen Rath.“

„Alle Teufel! man muß doch wissen . . .“

„Befolgt meinen Rath.“

„Ihr setzt mir das Messer an den Hals?“

„Mein Messer läßt sich beseitigen, der Strick des Wiener Henkers nicht.“

„Der Mader Sepp begann sich jetzt zur Abwechselung mit dem linken Zeigefinger hinter der linken Ohrmuschel zu kratzen.“

„Meinetwegen“, ließ er sich nach einer Weile vernehmen, „ich werde mir das Ding überlegen.“

„Dagegen wende ich nichts ein“, erwiderte Marquard, „Eines müßt Ihr mir jetzt schon zum Gefallen thun.“

„Was denn?“

„Ihr werdet Euch sogleich an die Arbeit machen.“

„An welche Arbeit?“

„Ihr müßt die Klappe zimmern und herrichten, dann das Loch aushauen und die Klappe einfügen.“

„O, Ihr habt es sehr eilig.“

„Ich möchte Euere Geschicklichkeit bewundern.“

„Wenn ich aber „Nein“ sagte?“

„So dumm seid Ihr nicht.“ —

„Vielleicht so boshaft.“ —

„Dann richtet Ihr Euch, den Baron und Peter zu Grunde.“

Und wenn ich Eueren Willen thue?"

„Dann werde ich Euch beobachten, ob Ihr wirklich das Haus verbrennt, um die Katze zu vertilgen?"

„Zum Teufel! wie wollt Ihr das wissen?"

„Lieber Sepp, Ihr fragt manchmal recht einfältig; es gibt, Gott sei Dank! Kähne genug." —

„Ihr wollt uns folgen?"

„So lange bis Euer Boot untergegangen sein wird."

Der Schiffer schüttelte den Kopf wie Jemand, der etwas hört, was er nicht versteht.

„Herr Jäger!"

„Was wünscht Ihr, Herr Mader?"

„Sagt mir einmal, aber ehrlich und wahr: warum gebt Ihr Euch die Mühe, das Nest zu vertilgen, welches ich für einen Honigfladen hielt?"

„Weil ich Euch einen Dienst erweisen will."

„Bloß mir? Nicht auch Euch selbst?"

„Schafskopf!"

„Wer?"

„Ihr!"

„Warum?"

„Weil, wenn ich mir einen Dienst erweisen wollte, ich bloß nach Wien zu gehen und die Sache anzu-

zeigen brauchte und man würde mich so reich machen, daß ich ganz Muckendorf sammt dem Weinwarthshof kaufen könnte."

„O, o, was Ihr sagt!"

„Ihr seht also erstens, daß kein Eigennutz mich leitet."

„Das ist wahr."

„Zweitens, daß ich Euch die gute Kundschaft des Barons nicht entziehen will."

„Ich erkenne es mit Lob an."

„Drittens, daß ich Euch, den Baron und Peter nicht unglücklich machen will."

„Das verdient Dank."

„Viertens, daß meine Absicht keine andere ist, als die Vögel auf ewige Zeiten vom Erdboden verschwinden zu lassen."

„Teufel, Teufel! was müssen das für Vögel sein?"

„Nun, seid Ihr entschlossen?"

„Ja!"

„Die Hand darauf!"

Mader schlug ein, doch dachte er dabei:

„Einstweilen erfülle ich, was er begehrt; es hängt dann noch immer von mir ab, die verhängnißvolle Klappe zu öffnen oder nicht."

Hierauf machte der Schiffer sich an die Arbeit, Marquard leistete ihm Gesellschaft.

Als die Nacht hereinbrach, sagte Marquard zu dem Fischer:

„Ich hoffe, Ihr werdet Euer gegebenes Wort nicht brechen. Geht Ihr mit irgend einer Heimtücke schwanger, so stürzt Ihr Euch und den Baron in's Verderben. Euer Schicksal liegt in Euerer Hand."

Nach diesen, mit drohendem Tone gesprochenen Worten begab er sich hinweg, ohne jedoch die Insel zu verlassen; er wollte sich überzeugen, ob man heute wirklich, wie verabredet, den Sarg in das Boot schaffen würde. Zu diesem Zwecke hielt er sich in der Nähe des Ankerplatzes verborgen.

Eine Stunde nach Mitternacht drangen Ruderschläge an sein Ohr und er gewahrte auf dem im Mondlicht schimmernden Stromspiegel einen dahergleitenden Kahn, der hart an dem Boote anlegte.

Zwei Männergestalten wurden von dem Schiffer empfangen, Marquard glaubte den Baron und Peter zu erkennen. Die Entfernung, welche ihn von dem Boote trennte, war zu groß, um ihr Gespräch zu vernehmen, er beunruhigte sich jedoch darüber nicht, sein

Zweck war einzig und allein, sich von dem Ueberladen des Sarges persönlich zu überzeugen.

Dieses ging nun wirklich vor sich und Albin's Bruder konnte deutlich das Oeffnen und Schließen der Fallthüre des geheimen Behältnisses gewahren, nachdem man den Sarg hinein versenkt hatte.

Der Baron und Peter — denn sie waren es wirklich — bestiegen hierauf wieder den Kahn und fuhren stromabwärts.

Die Thron-Insignien befanden sich nun im Boote verborgen, sowie bisher in der hohlen Buche im Halterthale.

Marquard bestieg jetzt ebenfalls seinen Kahn, wartete, bis das Boot beim ersten Grauen des Morgens sich in Bewegung setzte, und folgte ihm dann in der Ferne nach.

Unweit von Muckendorf legte Mader an, um den zweiten Schiffer aufzunehmen; dann ging es, ohne anzuhalten, bis Wien fort.

Leider sind wir nicht in der Lage, jetzt schon zu erzählen, was sich weiter begab; die Pflicht, die verschiedenen Fäden unseres Romans in immer gleicher Länge fortzuspinnen, erheischt, daß wir uns wieder der Hauptperson desselben zuwenden.

Neuntes Kapitel.

Der Graf von Dolabella und Albin — noch ein Brief aus Konstantinopel.

Wir bitten den Leser, zu bemerken, wie die Haupt-Ereignisse, die wir vom Anfange bis jetzt an ihm vorübergeführt, in einem gewissen Sinne nichts Anderes sind, als die Schlagschatten der politischen Begebenheiten, welche in dieser Erzählung die historische Basis bilden.

Der Augenblick, von diesen ausführlich zu sprechen, ist zwar noch nicht gekommen, so viel jedoch nöthig ist, unseren Ausspruch zu rechtfertigen, können wir — ohne uns der Gefahr einer späteren Wiederholung auszusetzen — schon hier anführen.

Oesterreich hat an die Pforte den Krieg erklärt.

Die Pforte ersah in dem Fürsten Josef Rakoczy das willkommene Werkzeug, dem Gegner im eigenen Lande Verlegenheiten zu bereiten, und schloß mit dem Prätendenten einen Vertrag, in welchem es ihn als Fürst von Siebenbürgen und Herzog von Ungarn anerkennt.

Zu diesem falschen Spiele in Konstantinopel bilden die falschen Thron-Insignien in den Händen des Barons Falk den Schlagschatten.

Sie sind bestimmt zu, täuschen, wie der, dem sie zugeführt werden sollen.

Die Frage: „Werden die Kleinodien in den Besitz Rakoczy's gelangen?" bedeutet eben so viel als: „Wird Josef Rakoczy Fürst von Siebenbürgen und Herzog von Ungarn werden?"

. . . .

Graf Alexander von Bonneval, jetzt der Renegat Osman Pascha, ein Franzose von Geburt, war ehedem General in österreichischen Diensten.

Genial und unruhig, tapfer und treulos, ehrgeizig und ungläubig, ein wissenschaftlich gebildeter Militair, dabei aber Abenteurer, kurz ein Mann von den widersprechendsten Eigenschaften, war er dreizehn Jahre vor dem Beginne dieser Erzählung wegen eines Conflictes mit dem Statthalter in den österreichischen Niederlanden zu einjähriger Festungshaft verurtheilt worden, und zwar in nicht ganz ordnungsmäßiger Weise.

Da er überdies nach überstandener Strafe des Landes verwiesen wurde, entbrannte er in Rache

gegen Oesterreich, nahm den Turban und wurde von diesem Augenblicke an der eifrigste Reformator des türkischen Heeres und der erbittertste Rathgeber zu allen gegen Oesterreich gerichteten politischen Schachzügen.

Er hatte geschworen, nicht eher zu ruhen, bis Belgrad, welches er unter seinem einstigen Freunde, dem Prinzen Eugen, erobern half, Oesterreich entrissen und wieder eine türkische Festung geworden.

Der mächtige Hebel zu Allem, was er in Konstantinopel brütete, war Rache.

Einen Schlagschatten dazu bildet die Marchesa Vendetta im Passauer Walde.

Wie Bonneval, hat auch sie ihren Namen gewechselt, wie er, hat auch sie den Glauben abgeschworen und einen neuen Cultus, — den der Rache, angenommen.

Osman Pascha will Oesterreich, Marchesa Vendetta will Osman Pascha verderben.

Osman Pascha arbeitet in Konstantinopel gegen Oesterreich, sein Schatten, sein geliebter natürlicher Sohn, Cäsar Graf de la Tour, in der Nähe von Wien.

Wem die damaligen Verhältnisse zwischen Oesterreich und der Pforte vollkommen fremd wären, der brauchte nur die von uns erzählten Ereignisse mit ihren Motiven in's Auge zu fassen, und er würde daran jene erkennen, insofern man aus dem Schlagschatten eines Körpers diesen selbst zu erkennen vermag.

Auf diese Eigenthümlichkeit des Spiegelbildes aufmerksam gemacht, wird der Leser hoffentlich mit um so größerer Neugierde dem ferneren Verlaufe der Erzählung folgen, deren nächstes Kapitel uns wieder nach dem Passauer Walde führt.

. . . .

Graf Cäsar de la Tour, nachdem er die Hülle des Rekruten Hans Bergmann im Friedhofe zu Mauerbach zurückgelassen, war in den Kleidern des Grafen von Dolabella entflohen, und als diesen treffen wir ihn auf dem Wege nach dem Passauer Walde.

Als Hans Bergmann hatte er noch am Abende, ehe das Bedrängniß über ihn hereinbrach, durch den von ihm nach Hintersdorf gesandten Burschen die Kunde erhalten, daß Albin Depaul bei der Marchesa Vendetta wie ein Sohn gehalten, folglich im einsamen Jagdhause im Passauer Walde zu treffen sei. Der

Graf von Dolabella richtete demnach seine Aufmerksamkeit und seinen Weg dahin.

Je näher er dem genannten Walde kam, je mehr das Gefühl errungener Sicherheit ihn durchdrang, desto bequemer und geistesfreier konnte er sich mit seinem Vorhaben beschäftigen.

Der Leser wird sich erinnern, daß der Graf von Dolabella bei seinem letzten Besuche im einsamen Waldhause von der Marchesa kalt geschieden war. Er hatte um ihre Gunst geworben und war zurückgewiesen worden.

„Ihre Strenge verscheucht mich, Frau Marchesa, ich gedenke Ihnen ferner nicht lästig zu fallen, denn ich fühle mich zu schwach, den Kampf gegen so entschiedenen Widerwillen aufzunehmen. Welche bittere Erfahrungen Sie im Leben auch gemacht haben mögen, durch mich sollen sie nicht vermehrt werden."

So lauteten seine letzten Worte zu der räthselhaften Frau.

Nach einem solchen Abschiede war nicht leicht ein schicklicher Vorwand zu ersinnen, um bei der Dame wieder einzusprechen; der Graf, wollte er seiner Würde als Mann nichts vergeben, konnte sich nur der An-

wesenheit des jungen Menschen, als der einzigen seitdem stattgehabten Veränderung, zu einer Ausrede bedienen und entschloß sich auch dazu.

Sein Erscheinen im Waldhause fiel der Marchesa auf; er entschuldigte es, indem er sagte, er würde es nimmermehr gewagt haben, die Einsamkeit der Dame zu stören, wenn nicht eine wichtige Angelegenheit ihn dazu gezwungen hätte.

Diese Angelegenheit stand, wie er vorgab, mit Marquard Depaul in Verbindung, er habe deshalb den jungen Waidmann in Hintersdorf aufgesucht und dort nicht getroffen, dagegen erfahren, dessen jüngerer Bruder befinde sich im Jagdhause im Passauer Walde u. s. w., er bitte daher die Marchesa um eine Unterredung mit Albin Depaul.

Die Dame mißtraute, ohne für dieses Gefühl bis jetzt einen Grund zu besitzen, indessen, sie konnte dem Grafen, der ihr mannigfache Dienste geleistet, die Bitte nicht leicht abschlagen, auch durfte sie die Wichtigkeit, welche sie auf den Besitz des jungen Menschen legte, nicht verrathen; man hätte daraus leicht auf geheime Absichten schließen können, was Verdacht erregt hätte.

Die Marchesa gewährte also die Unterredung mit dem Anscheine von großer Gleichgültigkeit, und der Graf bat, den Jüngling im Garten erwarten zu dürfen.

„Er fürchtet, belauscht zu werden“, dachte die Dame, „sollte er mit Marquard in Verbindung getreten sein? Ich muß auf der Hut bleiben.“

Auch dieser Wunsch des Grafen wurde mit dem Bedeuten erfüllt, daß der Jüngling sich soeben im Garten befinde.

Der Graf verfügte sich also hinaus.

Das Staunen Albin's bei seinem Anblicke verrieth ihm, daß er erkannt sei, und er knüpfte daran den Faden des Gespräches.

„Wie ich sehe“, begann er, „fällt Ihnen meine Aehnlichkeit mit dem Bruder Thomas im Halterthale auf . . .“

„Und mit dem Rekruten Hans Bergmann in Mauerbach“, setzte der Jüngling hinzu.

„Ich bin Beides“, lautete die Antwort, „in diesem Hause jedoch gelte ich für den Grafen von Dolabella und ich hoffe, in Berücksichtigung des Dienstes, den Bruder Thomas Marquard Depaul erwies, daß Sie mein Geheimniß bewahren werden.“

„Ich verspreche es, Herr Graf."

„Sie haben mir bereits ein Mal Verlegenheiten bereitet." —

„Ich weiß es, in der Schenke zu Mauerbach war's, mein Bruder und ich bereuten es hinterher, damals ahnten wir die Wahrheit nicht."

„Ich erkannte sogleich, daß es nicht in Ihrer Absicht lag, mir zu schaden, thäten Sie es jetzt noch, Sie würden damit einer Person feindlich entgegentreten, welche zu lieben und zu verehren Sie allen Grund haben."

„Sie meinen die Frau Marchesa?"

„Nein, jene Person ist ein Mann und weilt fern von hier; im Namen dieser Person stehe ich jetzt vor Ihnen."

Albin sah den Grafen mit einem Blicke des Staunens und der Neugierde an.

„Ich hätte", fuhr der Sprecher fort, „gern mit Ihrem Bruder geredet, er war jedoch nicht daheim zu treffen, weshalb ich mich an Sie wenden muß. Die Angelegenheit ist wichtig, entscheidend für das Glück Ihres ganzen Lebens."

„Mein Glück", versetzte Albin, „ist bereits in die

Hände der Frau Marchesa gelegt; sie nimmt sich meiner an, wie ihres eigenen Kindes." —

„Woher rührt das Interesse, welches die Dame an Ihnen nimmt?"

„Meine Mutter Margaritha war vor ihrer Vermählung mit meinem Vater eine vieljährige treue Dienerin der Frau Marchesa." —

„Die Handlungsweise der Herrin verdient alles Lob, indessen zweifle ich, daß sie im Stande sein wird, Ihnen so viel zu bieten, wie jener Mann." —

„Wer ist jener Mann, der ferne von hier weilt, in dessen Namen Sie sprechen und den zu lieben und zu verehren ich Grund habe?"

Der Graf von Dolabella richtete einen warmen, ausdrucksvollen Blick auf den Jüngling und sagte mit einem Tone, der aus dem Herzen kam: „Jener Mann ist Ihr Vater!"

Albin sah den Grafen mit befremdender Miene an.

„Mein Vater", erwiderte er, ist seit zehn Jahren todt."

„Ihr Vater lebt."

„Ich wiederhole Ihnen, Herr Graf, Ambrosius Depaul ist todt."

„Und ich wiederhole Ihnen, Ambrosius Depaul war nicht Ihr Vater.“

„Und wer ist der Mann, der mein Vater sein soll?“ fragte der Jüngling mit der Stimme des Unglaubens.

„Er ist der Leiter eines mächtigen Reiches.“

„Sein Name?“

„Den werden Sie erfahren, sobald ich mit Marquard gesprochen.“

„Weiß die Frau Marchesa ....“

„Sie weiß nichts und darf auch nichts wissen, die Enthüllung des Geheimnisses soll nur Ihnen und Marquard zu Theil werden.“

Albin's Unglaube verrieth sich jetzt durch eine verneinende Bewegung seines Hauptes.

Sonderbares Schicksal einer Waise: vor wenigen Tagen erst kam ihm eine Mutter aus den Wolken und jetzt ein Vater; die Mutter versprach, ihn glücklich zu machen, der Vater will es auch; die Mutter veranlaßte ihn, sich von seinem Bruder zu trennen, der in der Ferne weilende Vater wird vielleicht dasselbe begehren.

Nach einer Pause sagte der Blondkopf:

„Wenn Ambrosius Depaul, wie Sie behaupten,

mein Vater nicht ist, dann wäre ja Marquard mein Bruder nicht?"

„Er ist es auch nicht."

„Er, den ich so innig liebe, sollte nicht mein Bruder sein?"

„Wenn Sie ihn wirklich so heiß lieben, warum haben Sie sich von ihm getrennt?"

„Ich that es ungern, indessen mein und sein Glück erheischt es, sagt die Frau Marchesa."

„Wenn Sie dem Wunsche Ihres Vaters folgen, brauchen Sie von Marquard sich nicht zu trennen, und er wird doch glücklich werden, reich und mächtig sowie Sie."

Der Jüngling besann sich eine Weile und erwiderte dann:

„Herr Graf, was Sie mir da enthüllen, ist so außergewöhulich, daß Sie meine Zweifel nicht verargen können. Wenn ich Sie recht verstehe, sind Sie gekommen, mich zu jenem Manne zu holen, von dem Sie behaupten, daß er mein wirklicher Vater sei. Ich bin zu jung, zu unerfahren, um in einer so räthselhaften Sache eine Meinung abzugeben; Sie werden daher wohl thun, sich an meinen Bruder zu wenden."

„Sie mißtrauen mir?“

„Dem Bruder Thomas hätte ich vertraut, dem Rekruten Bergmann und dem Grafen von Dolabella kann ich es nicht.“

„Sie haben ein Recht zu zweifeln“, sagte jetzt der Graf, „ich hoffe jedoch, Ihr Bedenken schwinden zu sehen„ sobald ich Ihnen und Ihrem Bruder Alles entdeckt haben werde. Ich war auf Ihren Widerstand gefaßt, bin jedoch überzeugt, daß er unter dem Strahl der Wahrheit schmelzen wird. Bis dahin bitte ich Sie um Verschwiegenheit.“

„Ich gelobe sie.“

„Wenn die Marchesa sich nach dem Inhalte unserer Unterredung erkundigen sollte ....“

„So werde ich ihr offen bekennen, daß ich davon nichts verrathen darf.“

„Glauben Sie, das Geheimniß bewahren zu können?“

„Herr Graf, ich bin zwar erst vierzehn Jahre alt, aber ich bin ein Mann.“

„Wo glauben Sie, daß ich Marquard Depaul antreffen könne?“

„Vielleicht in Mauerbach, ich vermag Ihnen darüber keine bestimmte Auskunft zu geben."

„Sollte er vor mir hier ankommen, so sagen Sie ihm, daß ich ihn von heute binnen drei Tagen bei der Klause im Halterthale erwarte."

„Ich werde Ihrem Wunsche nachkommen."

„Leben Sie wohl!"

Der Graf verabschiedete sich auch von der Marchesa und verließ das Jagdhaus.

Albin blieb gedankenvoll zurück.

Die Marchesa erkannte schon in der ersten Viertelstunde, daß irgend ein Funke in die Brust des Jünglings geworfen worden sei, und gab dem Argwohn, Dolabella und Marquard stehen in Verbindung, weiteren Spielraum.

Die Schlange hütete sich indessen, den jungen Menschen über den Inhalt der Unterredung auszuforschen, sie dachte:

„Fühlt er selbst den Drang, sich mir mitzutheilen, dann wird er mir die Wahrheit sagen, fordere ich ihn jedoch dazu auf, so setze ich mich der Gefahr aus, entweder nichts zu erfahren, oder mich mit einer Lüge begnügen zu müssen."

Sie stellte sich daher, als bemerke sie die Gedankenschwere des Jünglings nicht, und dieser vermied es, über die Unterhaltung mit dem Grafen zu sprechen.

Albin's Schweigen machte das Mißtrauen der Dame noch rascher anwachsen.

„Ich muß auf der Hut sein", sprach sie bei sich, „sonst lauf' ich Gefahr, mir mein Werkzeug entrissen zu sehen."

. . . .

Der Graf von Dolabella eilte von hier in's Halterthal zu seiner Klause.

Er fand sie offen und die Maske vom Lager entfernt. Dies befremdete ihn nicht, er hatte schon den Reden des Wachtmeisters entnommen, daß sein Spiel entdeckt, und schloß daraus, daß die Einsiedelei von diesem visitirt worden sei.

Seines Bleibens war hier nicht; denn er zweifelte nicht, daß Schebesta eine oder die andere der dem Deserteur nachgesendeten Patrouillen nach dem Halterthale beordern würde, er wollte nur nach dem Briefversteck sehen, ob sich darin kein Schreiben von Konstantinopel befinde.

Zu seiner größten Freude fand er eines, dessen Inhalt er mit einer unglaublichen Spannung las.

Dieser Brief, welcher die Antwort auf seine letzte, an den Vater gerichtete Zuschrift enthielt, lautete, wie folgt:

„Mein lieber Herr Sohn,
Graf Cäsar de la Tour!

„Dein Schreiben, worin Du mir die Ernennung Seckendorf's zum Befehlshaber der österreichischen Operations-Armee anzeigst u. s. w., hat mir viel Vergnügen bereitet.

„In dem Augenblicke, wo Du diese Zeilen liesest, wirst Du sicher auch jenes Schreiben bereits empfangen haben, welches ich, ohne Deine Antwort abzuwarten, Dir durch einen Expressen zusandte und worin ich Dir meinen Wunsch wegen des kleinen Albin an's Herz legte.

„Diesen Wunsch noch einmal und wo möglich dringender wiederholend, theile ich Dir zur Orientirung Folgendes mit:

„Albin ist, was Du wohl geahnt haben wirst, wie Du mein Sohn.

„Ich vertraute das Kind den Eheleuten Depaul

an, weil ich den alten Ambrosius — einen Niederländer von Geburt — als einen wackeren Mann kannte.

„Die Mutter Albin's starb kurz nach seiner Geburt.

„Bei der Uebergabe des Kindes mußten die Depauls versprechen, ihm niemals seine Abstammung mitzutheilen, daher kam es, daß Albin nie etwas davon erfuhr; zur Vorsicht ließ ich mir jedoch eine Urkunde ausstellen, des Inhaltes, daß Ambrosius und Margaritha meinen Sohn Albin von mir zum Erziehen überkommen u. s. w.

„Das Dokument liegt zu Deiner allenfallsigen Benutzung diesem Schreiben bei.

„Ich zögerte bisher, Albin zu reclamiren, weil ich ihn vorerst zum Jünglinge heranreifen lassen wollte, und weil ich ihn in den Händen Depaul's geborgen wußte. Wäre mir das Absterben seiner Pflegeeltern früher bekannt geworden, ich würde nicht so lange gewartet haben.

„Du erinnerst Dich wohl noch der Mittheilung, welche ich Dir vor Jahren von der Gräfin Siona von Olonne machte, die aus Eifersucht gegen mich

Meuchelmörder dung, um mich aus der Welt zu schaffen, wie sie es bereits mit einigen ihrer früheren Liebhaber gethan. Ich klagte sie damals bei dem Kaiser an und sie wurde zur lebenslänglichen Haft nach der Festung Kufstein gebracht. Ob die racheglühende Gorgone noch lebt, weiß ich nicht. Sie war es, bei welcher Margaritha bis zu ihrer Verehelichung mit Depaul in Diensten stand, und sie ist das einzige Wesen, dem es bekannt, daß Albin Depaul mein Sohn ist..."

So weit hatte Graf von Dolabella den Brief gelesen, als er plötzlich inne hielt und mit weit geöffneten Augen vor sich hinstierte.

Nur wenige Secunden und er rief aus:

Nun wird es licht vor meinen Augen, Höllenflammen beleuchten mir die Situation. Die Marchesa Vendetta hat sich Albin's angenommen, weil dessen vermeintliche Mutter vor ihrer Vermählung deren vieljährige Dienerin gewesen, das Geheimniß dieser Frau ist mir nun enthüllt, die Marchesa Vendetta, schon der Name deutet darauf hin, ist die Gräfin Siona von Olonne, sie weiß, daß Albin der Sohn des Grafen von Bonneval ist, hat den Jüngling an

sich gelockt, um ihn zu verderben, um an dem Vater sich zu rächen. So ist 's und nicht anders. Gefahr liegt im Verzuge, nun heißt es handeln. Auf Cäsar! Es gilt das Leben des Bruders, zeige Dich Deines Vaters würdig!

Der Graf las den Brief, dessen noch übriger Theil weniger Interesse bot, zu Ende, dann die beiliegende Urkunde, verbarg hierauf die Papiere in seiner Brusttasche und eilte fort.

Wohin?

Wir werden es sogleich hören.

Zehntes Kapitel.

Ein Vertrag, in Folge dessen zwei Männer ihre Aufgaben wechseln.

Graf von Dolabella besaß in Wien zahlreiche Verbindungen; er eilte also nach der Residenz, um sich zu erkundigen, ob die Gräfin von Olonne sich noch am Leben und noch in Kufstein befinde?

Die erhaltene Auskunft war eine überraschende.

Die Gräfin, lautete der amtliche Nachweis, habe vor zwei Jahren nächtlicher Weile einen Fluchtversuch gewagt, sei von einer bedeutenden Höhe herabgestürzt und am anderen Tage mit einem bis zur Unkenntlichkeit zerschmetterten Haupte gefunden worden.

Der Zeitpunkt stimmte genau mit jenem, wo der Graf von Dolabella die aus Tirol kommende Marchesa in Venedig kennen lernte.

Dolabella ließ sich durch die amtliche Auskunft keneswegs beirren. Das bis zur Unkenntlichkeit zerschmetterte Haupt erfüllte ihn mit der Ueberzeugung, man habe sich in Kufstein einer Leiche bedient, um an den Tod der Gräfin glauben zu machen und Verfolgungen von ihr abzuwenden.

Der dichte Schleier, den die Marchesa nie ablegte, machte es zur Gewißheit, daß er das Antlitz der Gorgone verhülle.

Für den Grafen von Dolabella gab es zwei Arten, die Unholdin anzugreifen.

Die erste: wenn er das Geheimniß ihrer Existenz den Gerichten enthüllte und sie wieder den Armen der Justiz überlieferte; die zweite: wenn er selbst, ohne

fremde Dazwischenkunft, den Kampf mit ihr aufnahm.

Im ersteren Falle stand zu befürchten, daß die Marchesa ihre Maßregeln so gut getroffen habe, daß man sie der Identität mit der Gräfin von Olonne zu überweisen nicht vermöchte, oder daß sie in angeborener Bosheit, wenn man sie wieder festnahm, auch Albin mit verdarb, indem sie ihn als einen Sohn des Grafen von Bonneval verrieth.

Dolabella trug daher gerechte Bedenken, sich dieser Angriffsart zu bedienen, und entschloß sich lieber zu jener eines Privatkampfes, wobei ihm der Vortheil zu Statten kam, daß ihm nun die Marchesa wohl bekannt war, während sie nicht ahnte, Albin's wirklichen Bruder zum Gegner zu haben.

Doch, wie den Angriff unternehmen?

Dolabella erwog diese Frage, während er am linken Ufer des Donauarmes, der die Leopoldstadt von der inneren Stadt trennt, auf- und abging.

In der genannten Vorstadt war es nämlich, wo er, so oft seine Angelegenheiten ihn nach Wien riefen, bei einer, dem ehemaligen Grafen von Bonneval be-

freundeten Familie Unterkunft fand und vor Verrath sicher war.

Während er im Geiste den zu betretenden Pfad suchte, schweifte sein Auge zufällig über den Strom hinüber und blieb plötzlich an einem der zahlreichen Fahrzeuge haften, die am rechten Ufer angelegt hatten.

Es war ein kleiner Kahn, worin sich ein junger Mann befand, in welchem das scharfe Auge des Grafen Marquard Depaul erkannte.

Dolabella, von dieser Entdeckung auf's Höchste erfreut, beschleunigte seine Schritte und eilte über die Schlagbrücke auf den Waidmann zu.

Bevor er den Kahn, worin dieser sich befand, erreichte, traf sein Blick einen einzelnen Mann, der müßig am Ufer stand und zusah, wie man ein größeres Boot mit Marmorblöcken belud.

Vor diesem Manne wich Dolabella scheu zurück, denn er erkannte in ihm den Diener und Vertrauten des Barons Falk, von dem er nicht bemerkt werden wollte, da Peter in ihm den Rekruten Bergmann, den Schreiber des Wachtmeisters Schebesta, erkennen mußte.

Inmitten der lebhaften Bewegung, welche an diesem Ufertheile herrschte, wurde es ihm leicht, sich

den Blicken des Mauerbacher Bekannten zu entziehen und die Stelle, wo Marquard's Kahn befestigt war, zu erreichen.

Je näher er diesem kam, desto deutlicher konnte er sehen, daß auch die Augen des Jägers auf jenes Boot gerichtet waren, welches die Aufmerksamkeit Peter's gefesselt hielt.

Dolabella näherte sich dem Kahne vollends und rief halblaut Marquard's Namen.

Der junge Mann wendete ihm den Blick zu, stutzte und trat aus dem Kahne an's Ufer.

„Herr Depaul", begann der Graf, „ein günstiger Zufall läßt mich Sie hier finden. Ich stehe als Ihr Schuldner vor Ihnen, denn Ihrer Anregung und Fürsprache verdanke ich meine Befreiung aus dem Mauerbacher Kirchhofe, so wenigstens versicherte mich die Zofe des Fräuleins von Falk und ich habe keinen Grund, deren Worte zu bezweifeln."

„Meine Fürsprache", versetzte Marquard lächelnd, „galt dem bedrängten Rekruten Hans Bergmann und nicht dem Grafen von Dolabella."

„Sie wissen meinen Namen?" fragte dieser überrascht.

„Das heißt", antwortete Albin's Bruder, „ich weiß bloß, daß Sie in diesen Gewändern diesen Namen führen, daß er Ihr wirklicher Name, wag' ich nicht zu behaupten."

Der Graf vermied es, den ausgesprochenen Zweifel zu beseitigen, und sagte: „Ich habe nothwendig mit Ihnen zu sprechen, Herr Depaul, doch ist es hier zu lebhaft, möchten Sie wohl so gefällig sein, mich zu begleiten?"

„Ich bedauere, diesem Wunsche nicht willfahren zu können, ich darf meinen Kahn nicht verlassen."

„Wie ich bemerkte, ist es jenes Boot, welches Ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt."

„Ich stelle es nicht in Abrede."

„Dann theilen Sie das Loos mit dem Diener des Barons von Falk."

„Mit Peter?"

„Sie können ihn dort wahrnehmen, wie er unverwandten Blickes bald das Fahrzeug, bald die dabei beschäftigten Arbeiter anstiert."

Marquard fand unter dem Gewoge leicht die ihm bekannte Persönlichkeit heraus und sagte: „In Wahrheit, er ist es, seine Anwesenheit ist keine zufällige,

ebensowenig wie die meinige, übrigens danke ich Ihnen, daß Sie mich auf ihn aufmerksam gemacht, ich wünsche, von ihm nicht bemerkt zu werden."

„Da ich mich auch in diesem Falle befinde, so schlage ich einen Gang nach der Bastei vor, wir können von dort aus gemeinsam das Boot beobachten und zugleich eine wichtige Angelegenheit besprechen, ich sage wichtig, denn es handelt sich um das Glück Albin's." —

„Meines Bruders?" fragte Marquard hastig.

Dolabella nickte bejahend.

Der junge Mann zögerte nun nicht mehr, den Grafen zu begleiten.

Auf dem Walle angelangt, nahm man einen solchen Standpunkt, daß man von Oben aus das Boot genau beobachten konnte, ohne den Kahn Marquard's aus dem Auge zu verlieren. Dolabella ergriff das Wort:

„Albin weilt gegenwärtig bei der Marchesa Vendetta im Passauer Walde."

„Sie haben vermuthlich die Dame besucht und ihn dort gesehen?"

„O nein, ich habe das einsame Haus um des Jünglings Willen besucht." —

Der Waidmann drückte durch eine Geberde seine Verwunderung aus, Dolabella fuhr fort: „Noch mehr, ich wollte ihn bereden, den gefährlichen Aufenthalt zu verlassen.“

„Gefährlich? Warum das?“

„Um Ihnen dieses Wort zu erklären, bedarf es einer längeren Erörterung, indessen ich will mich so kurz als möglich fassen.“

„Sie machen mich neugierig, Herr Graf.“

„Erinnern Sie sich, den Namen „Graf Bonneval“ gehört zu haben?“

„Mein Vater erzählte häufig von ihm. Bonneval war österreichischer General, kam auf ein Jahr nach Spielberg und ist gegenwärtig Moslem und Pascha.“

„Ihr Vater gehörte zu den Freunden des Generals.“

„Er sprach stets mit großer Verehrung von ihm.“

„Wissen Sie, warum er dies that?“

„Vielleicht, weil mein Vater auch zu den Unzufriedenen im Lande zählte?“

„Zum Theil vielleicht, den Hauptgrund jedoch werden Sie aus diesem Dokumente kennen lernen.“

Dolabella zog mehrere Papiere aus der Brusttasche,

entfaltete eines davon und fragte: „Kennen Sie diese Schriftzeichen?"

„Mein Gott", versetzte der junge Mann ergriffen, „es sind die Unterschriften meiner Eltern!"

„Nun lesen Sie den Inhalt."

Marquard hatte nur wenige Zeilen gelesen, als er in den Ruf: „Allmächtiger Vater!" ausbrach.

„Warum erschrecken Sie?"

„Diesem Dokumente zufolge . . ."

„Ist Albin der natürliche Sohn des Grafen Alexander von Bonneval", ergänzte Dolabella und verwahrte das Papier wieder in der Brusttasche.

Marquard starrte den Sprecher an.

Dolabella gönnte dem jungen Manne Zeit, sich von dem Eindrucke zu erholen, und übernahm es während dem, den Kahn zu überwachen.

„Sind Sie wieder in der Verfassung, mich weiter anzuhören?" fragte er nach geraumer Weile.

Marquard seufzte tief auf, fuhr mit der Hand über die nassen Augen und antwortete mit betrübter Stimme:

„Ach, Herr Graf, Ihre Enthüllung hat mich des einzigen Verwandten auf dieser Erde beraubt, nun

stehe ich ganz allein im Leben, ich besitze Niemand mehr, der mir angehört."

„Trösten Sie sich, Herr Marquard", erwiderte Dolabella mit Theilnahme, „Sie sollen in Albin nicht nur den Bruder nicht verlieren, sondern in der Person seines Vaters einen zweiten Vater gewinnen."

„Sie wissen nicht, Herr Graf, wie zärtlich ich das kluge Kind liebe, wie sehr mich schon die jetzige kurze Trennung von ihm schmerzt."

„Je inniger Sie ihm zugethan sind, desto ängstlicher wird Sie die zweite Enthüllung machen, die Ihnen noch bevorsteht."

„Sprechen Sie, Herr Graf, um Gott, sprechen Sie!"

„Ihre Mutter war eine vieljährige Dienerin jener Dame, die sich jetzt Marchesa Vendetta nennt. Dieser Umstand diente ihr zum Vorwande, Albin zu sich zu nehmen, ich sage zum Vorwande, denn die wahre Ursache davon ist eine andere. Die Dame im Passauer Walde, eine Todfeindin des Grafen von Bonneval, weiß um das Geheimniß von Albin's Abstammung, ihre Rachsucht heißt sie den Jüngling umstricken, um sich im Kinde an dem Vater zu rächen."

„Woher rührt diese Feindschaft der Marchesa gegen den Grafen von Bonneval?"

„Der Graf, damals General, in Wien garnisonirend, fand eine Zeit lang Wohlgefallen an der schönen Frau. Bald aber wandte sich seine Gunst einer anderen zu, darüber entbrannte die jetzige Marchesa in Eifersucht und sandte Meuchelmörder gegen den Grafen, er sollte fallen, wie bereits drei frühere Liebhaber der Gorgone unter dem Dolche von Banditen. Der Graf klagte persönlich bei dem Kaiser und die Dame wurde zu lebenslänglicher Haft nach Kufstein in Tirol verurtheilt."

„Erlauben Sie, daß ich Sie unterbreche?"

„Ich bitte Sie, zu sprechen."

„Die Angabe der Marchesa lautet anders."

„Wie lautet sie?"

„Sie behauptete mir und Albin gegenüber, daß ein Gelübde ihr verbiete, in Gegenwart von Männern sich zu entschleiern. Auf die vorlaute Frage Albin's, was sie zu dem Gelübde bewog, machte sie uns als „vorläufige Andeutung", wie sie sagte, die Mittheilung, sie sei eine angesehene junge Dame gewesen, als der lügnerische Verrath eines Mannes,

den sie zärtlich liebte, sie in die Nacht des Kerkers warf. Der Machtspruch des Kaisers habe sie verurtheilt, lebenslang hinter Festungswällen zu schmachten. Dort gelobte sie, das Antlitz, an dessen Schönheit der Verräther sich ergötzt, für ihr ganzes Leben vor allen Männern zu verschleiern. Sie wurde frei und hält nun ihr Gelöbniß."

„Wie wurde sie frei?" fragte Dolabella hastig.

„Das verschwieg sie. Die erwähnten Andeutungen verleiteten mich zu dem Glauben, die Marchesa sei das Opfer einer politischen Intrigue gewesen ..."

„Eine gemeine Verbrecherin war sie, sonst nichts; der kaiserliche Machtspruch erfolgte, weil man ihren hohen Stand und ihren unschuldigen Gatten schonte. Glauben Sie mir, Herr Depaul, ich lüge nicht. Ich weiß den Namen, welchen die Marchesa vor ihrer Verhaftung führte, und erkundigte mich an amtlicher Stelle, ob sich diese Dame noch in Kufstein befinde. Die Auskunft, welche ich erhielt, gibt mir die Gewißheit, daß sie von dort entfloh und, um Verfolgungen von sich abzuwenden, ein Gaukelspiel erfand, für todt zu gelten."

„Ihre Angaben, Herr Graf, besitzen einen solchen

Grad von Wahrscheinlichkeit, daß ich sie nicht zu bezweifeln wage, obwohl mir noch der Hauptgegenstand dunkel erscheint."

„Dieser Gegenstand", versetzte Dolabella lächelnd, „bin ich."

„Ich stelle es nicht in Abrede."

„Ich verarge Ihnen die Bemerkung nicht; Sie sahen mich in dreierlei Hüllen und wissen doch nicht, wer ich bin, und ich befinde mich in der unangenehmen Lage, mich Ihnen noch nicht vollständig decouvriren zu können. Eines jedoch müssen Sie erfahren, ich bin von dem Grafen von Bonneval mit der Vollmacht und mit den Mitteln ausgerüstet, ihm den jungen Albin zuzuführen, ich rechne dabei nicht nur auf Ihre Mitwirkung, sondern auch auf Ihre Begleitung. Der Graf ist einer der ersten Machthaber des osmanischen Reiches, Albin und Ihnen steht die glänzendste Zukunft offen . . ."

„Sollen auch wir vielleicht seinem Beispiele folgen und . . .?"

„Sprechen Sie es nur aus, „und Renegaten werden", wollten Sie sagen; „es fällt dem Grafen nicht ein, Ihnen oder Albin das zuzumuthen, nahm er doch

selbst den Turban nur an, weil nach mohamedanischer Sitte kein Nichttürke Würde und Amt im Reiche bekleiden darf. Seine intimen Verbindungen mit den Gesandten befreundeter Mächte werden Ihnen und Albin in anderen Ländern ehrenvolle Bahnen eröffnen, in Ländern, wo Sie weder mit dem Glauben, noch mit Ihrer Vaterlandsliebe in Conflict zu gerathen brauchen. Doch das sind Dinge, die zu erwägen, Ihnen Zeit genug gegönnt ist. Wozu Sie sich entschließen, rasch entschließen müssen, das ist die Befreiung Albin's aus den Händen der Marchesa, ich sage Befreiung; denn mir ahnt es, ohne Kampf wird die Unholdin von ihrem Vorhaben nicht lassen."

„Weiß die Marchesa, daß Sie im Auftrage des Grafen von Bonneval handeln?"

„Ich bezweifle es."

„Mit welchem Rechte, unter welchem Vorwande könnte sie mir die Vereinigung mit meinem jüngeren Bruder verweigern?"

„Der Vorwände gibt es genug, indessen scheint sie in ihrem Widerstande einzig und allein auf Albin zu rechnen. Was wollen Sie dagegen einwenden,

wenn Albin selbst sich weigert, die Marchesa zu verlassen?"

„Wir rufen gegen die Flüchtige vom Kufstein den Arm der Justiz zu Hilfe."

„Und sie zeigt an, daß Albin der Sohn des Grafen von Bonneval ist, und der Jüngling bleibt dann ewig vom Vater getrennt."

„Leider", versetzte Marquard, „besitzt sie noch ein Mittel, uns zu verdächtigen. Wir genossen von Jugend an eine Unterstützung von einer Seite her."

„Vom Fürsten Rakoczy." —

„Sie wissen . . .?"

„Sie gaben sich wenig Mühe, den Umstand geheimzuhalten."

„Auch der Marchesa theilten wir ihn mit."

„Welche Unvorsichtigkeit! Sie sehen nun, Herr Depaul, wir müssen uns in dieser Sache einzig und allein auf uns verlassen und im Nothfalle der Gewalt die Gewalt gegenüberstellen."

„Das heißt, wenn Albin bethört und verblendet meiner Ueberredung Widerstand leisten sollte."

„Ich erkläre mich damit einverstanden und bitte

Sie nur, den Weg nach dem Passauer Walde unverzüglich anzutreten."

„Herr Graf, Sie verlangen Unmögliches, für heute und morgen ist meine Zeit bereits in Anspruch genommen."

„Wie? Sie könnten säumen, wo es das Wohl dessen gilt, den Sie so heiß zu lieben vorgeben?"

„Zwei Tage werden in dem Schicksale Albin's keine Aenderung hervorbringen, während die Angelegenheit, die mich beschäftigt, in dieser Frist entschieden wird. Glauben Sie mir, Herr Graf, es ist mir heute und morgen unmöglich, die Marchesa zu besuchen."

„Der Kahn, in dem Sie sich befanden, gehört Ihnen?"

„Ja, Herr Graf."

„Sie haben eine Reise zu Wasser vor und zwar, da Sie nur von zwei Tagen Frist sprechen, höchstens bis nach Preßburg."

„Ihre Combination ist richtig."

„Die Aufmerksamkeit, welche Sie jenem Boote zuwenden, beweist, daß Ihre Reise damit in Verbindung steht."

„Ich bestätige auch das.“

„Ich will Ihnen einen Vorschlag machen.“

„Lassen Sie hören, Herr Graf.“

„Vertrauen Sie mir Ihr Geschäft an und ich schwöre Ihnen, es so gewissenhaft zu besorgen, als wäre es das meinige.“

„Und ich?“

„Sie begeben sich indessen zur Marchesa und suchen Albin zu bereden, daß er Ihnen folge.“

Marquard besann sich, seine Liebe zu Albin bewog ihn, sich zu Gunsten des gräflichen Vorschlages zu entscheiden.

„Ich willige ein“, entgegnete er, „in der Voraussetzung, wenn Sie sich verpflichten, die mir gestellte Aufgabe zu lösen.

„Worin besteht diese Aufgabe?“

„Sie müssen in meinem Kahne jenem Boote, welches man mit Marmorblöcken belastet, auf seiner Fahrt nach stromabwärts in der Ferne folgen. Das Boot wird bei seiner Abfahrt von hier mit nur zwei Schiffern besetzt sein. Unterhalb Kaiser-Ebersdorf wird es landen, doch nur, um den Diener des Barons Falk und noch einen Herrn aufnehmen. In der Gegend

von Petronell wird das Boot in der Mitte des Stromes untergehen."

Dolabella schaute den Waidmann verwundert an.

„In diesem Falle, gleichviel, was mit den vier Männern geschehe, ist Ihre Aufgabe erfüllt, Sie kehren zurück und suchen mich in Hintersdorf auf."

„Wenn aber das Boot nicht untergeht?" fragte der Graf, über die sonderbare Mission erstaunt.

„Dann müssen Sie um jeden Preis, im Nothfalle selbst mit Ihrem Leben verhindern, daß das Boot die Hauptstadt Ungarn's erreiche."

„Das heißt, das Fahrzeug muß, bevor es Pesth erreicht, untergehen?"

„Ohne daß Etwas daraus gerettet wird. Uebernehmen Sie es, diese Aufgabe zu lösen?"

„Ich gebe Ihnen als Cavalier mein Wort darauf."

„Sind Sie bewaffnet?"

„Ich werde mich sogleich vorsehen."

„Das Boot wird vor Mitternacht schwerlich die Fahrt antreten, Sie haben also Zeit, sich auch Kleider, die den meinigen gleichen, zu verschaffen. Es ist dies nothwendig, damit der eine Schiffer, der mit mir einverstanden ist, mich in dem Boote anwesend glaube.

Ich mache Sie jedoch darauf aufmerksam, daß dieser Mann, wenn das Boot nicht untergeht, ein Verräther ist und ebenso wie die Anderen zu Ihren Feinden zählt, Sie müssen daher auf einen Kampf, Einer gegen Vier, gefaßt sein."

„Ich scheue einen solchen Kampf nicht, doch wird es nothwendig sein, daß Sie mich ein wenig in die Situation, in welche ich mich begebe, einweihen. Wie heißt der eine Schiffer, mit welchem Sie einverstanden sind?"

„Mader."

„Der Untergang des Bootes soll vermuthlich durch ihn herbeigeführt werden?"

„Ja!"

„Auf welche Art?"

„Mader machte in meiner Gegenwart in dem Boden des Bootes, ungefähr zwölf Schuhe vom Schnabel entfernt, eine viereckige Oeffnung, welche mit einer Klappe geschlossen ist."

„Ich verstehe, man braucht nur die Klappe zu öffnen, um das Wasser eindringen zu lassen, und das ohnedem schwer beladene Fahrzeug sinkt."

„So ist es."

„Wem gehört die Ladung des Bootes?"

„Dem Baron Falk." —

„Wohin ist diese Ladung bestimmt?"

„Nach Belgrad."

„Darf man auch erfahren, warum Sie den Untergang des Bootes wünschen?"

„Das, Herr Graf, bleibt mein Geheimniß."

„Ich respectire es und werde meine Aufgabe lösen, hoffe aber, daß auch Sie, Herr Depaul, mit allem Eifer an die Erfüllung Ihrer Aufgabe gehen werden."

„Meine Liebe zu Albin bürgt Ihnen dafür. Ich begebe mich nur einstweilen wieder in meinen Kahn.

„Und ich eile, mir die Kleider und die Waffen zu besorgen."

Die Männer trennten sich.

Beim Anbruch des Abends erschien der Graf von Dolabella als Jäger verkleidet in dem Kahne und übernahm Marquard's Stelle.

Ein gegenseitiger mannhafter Händedruck, ein herzliches „Glück auf!" und sie schieden. —

Marquard ging, Albin zu befreien, der Graf, um den Untergang des für ihn geheimnißvollen

Bootes zu überwachen, oder im Nothfalle herbeizuführen.

Sonderbare Laune des Schicksals, welches den natürlichen Sohn des Grafen von Bonneval dazu ausersah, die Pläne des Prätendenten Josef Rakoczy zu kreuzen.

Eilftes Kapitel.

Trau', schau', wem?

Beim ersten Grauen des Morgens setzte sich das Boot mit der Marmorladung und den unter dem Boden verborgenen, nachgeahmten ungarischen Thron-Insignien in Bewegung.

Gleichsam als dessen Trabant folgte in der Ferne der Kahn mit dem Grafen von Dolabella.

In dem Boote befanden sich der Mader Sepp und der zweite Schiffer, der Stadler Tondl*),

*) Stepp ist eine volksthümliche Abkürzung des Namens Josef; Tondl das Diminutiv von Anton.

in Allem ein würdiges Seitenstück zu seinem dermaligen Gefährten.

Das Boot glitt, bloß dem natürlichen Laufe des Stromes folgend, ohne künstliche Nachhilfe dahin, Mader stand am Steuer und Stadler ihm zur Seite.

Da die Schiffer sich noch allein im Boote befanden, konnten sie sich offen und ohne Rückhalt gegeneinander aussprechen.

„Tondl“, begann der Andere, „siehst Du den Hintersdorfer Spitzbuben wieder hinter uns?“

„Freilich sehe ich ihn.“

„Der Hund glaubt richtig, ich werde so dumm sein.“ —

„Was denn?“

„Seinen Willen zu thun.“

„Sepp, Du hast schon einige Male davon zu reden begonnen, ohne jedoch Dich deutlicher auszusprechen. Jetzt sind wir noch zu Zweien auf dem Boote, sag' mir also, warum verfolgt uns der Jäger schon von Muckendorf aus, und was meinst Du damit, wenn Du sagst, Du wirst seinen Willen nicht thun?“

„Schau', mein lieber Tondl, ich möcht' Dir 's gern anvertrauen, wenn ich nur wüßte ....

„Was denn?"

„Ob Du ein ehrlicher Kamerad bist?"

„Stepp, Du zweifelst doch nicht daran? Der Teufel soll mich holen, wenn ich ..."

„Pst, Tondl, sei still, wir sind auf'm Wasser und da darf man nicht pfeifen und nicht fluchen. Hör' mich an. Der Hintersdorfer Jäger war bei mir auf dem Teufelssam und beredete mich, dieses Boot bei Petronell untergehen zu lassen. Du mußt nämlich wissen, unter dem Boden dieses Bootes befindet sich ein wassersicherer Verschlag und darin liegt ein Sarg verborgen."

„O, o!"

„In diesem Sarge, behauptet der Baron, befinde sich eine Leiche, der Jäger dagegen sagt, das sei nicht wahr, der Inhalt des Sarges, wenn er von der Justiz entdeckt würde, müsse uns Allen den Hals kosten ...."

„Teufel!"

„Tondl, fluche nicht, wir befinden uns auf dem Wasser, darum meint der Depaul, geschehe es zu un=

serem Besten, wenn ich das Boot sammt dem Sarge untergehen ließe."

„Was befindet sich nun wirklich im Sarge?"

„Der Jäger wollte mir 's nicht entdecken, aber der Mader Sepp weiß, wo die saftigen Birnen wachsen, und ist gewandt genug, sich zu helfen. Ich habe in der vorigen Nacht, auf der Fahrt von Muckendorf nach Wien, während Du schliefst, heimlich den Sarg untersucht und entdeckte ...."

„Was denn?" fragte der Stadler Tondl gespannt.

„Daß er einen Schatz von großem Werthe enthalte."

„O, o, nicht möglich!"

„Der Teufel soll mich holen, wenn's nicht wahr ist!"

„Sepp, Sepp, vergiß nicht, daß wir uns auf dem Wasser befinden."

„Du hast recht, auf dem Wasser muß man behutsam sein, besonders wenn man einen Schatz von so großem Werthe mit sich führt und die Gelegenheit sich darbietet, mit einem Male ein sehr reicher Mann zu werden."

„Ist diese Gelegenheit für uns vorhanden?"

„Wenn Du einwilligest, ja."

„Sepp, meine Hand darauf, ich bin bei Allem, was Du unternimmst, der Teufel . . ."

„Tondl, vergiß Dich nicht."

„Was meinst Du, Sepp, wie stellen wir 's an, um in den Besitz des Schatzes zu gelangen?"

„Der spitzbübische Jäger hat gedroht, wenn ich bei Petronell das Boot nicht untergehen lasse, uns anzuzeigen und der Justiz zu überliefern. Das würde ohne Zweifel den Hals kosten, deshalb muß der Jäger zuerst in's Netz gelockt und bei Seite geschafft werden."

„Dann ist er stumm und kann uns nicht anzeigen."

„So ist's. Sobald nun der Peter und der Andere hinter Ebersdorf in's Boot steigen, mache ich sie auf den Jäger hinter uns aufmerksam, theile ihnen die Gefahr, in der wir Alle schweben, mit, und der Schuft wird gefangen und ersäuft."

„Wasser haben wir genug dazu."

„Das ist Nummer Eins."

„Verstehe, nun folgt Nummer Zwei."

„Nach dem Jäger kommt der Peter und der Andere an die Reihe."

„Wir sind Zwei gegen Zwei und können 's schon wagen."

„Es lohnt sich auch der Mühe solch' ein Schatz, Teufel . . ."

„Sepp, wir befinden uns auf dem Wasser."

„Sobald die Zwei besiegt sind."

„Das heißt, erschlagen und in den Strom versenkt. —"

„Richtig, dann sind wir Herren des Bootes."

„Und des Schatzes." —

„Du hältst also mit?" fragte Mader.

„Der Teufel soll mich . . ."

„Pst, bedenke, wo wir sind."

„Jetzt steht unserem Glücke nichts mehr im Wege."

„Als drei Steine."

„Welche wir ohne Mühe bei Seite räumen."

Während dieser Unterhaltung war der Tag vollends angebrochen.

Das Boot landete an der bestimmten Stelle, wo Peter und Herr von Ratky dessen Ankunft entgegenharrten.

Nachdem die beiden Männer es bestiegen, setzte es seinen Lauf fort.

Der Graf von Dolabella folgte wie bisher.

. . . .

Trau', schau', wem?

Als der Freiherr von Falk den Mader Sepp in sein Vertrauen zog, mochte er wohl an den Kernspruch, der diesem Kapitel zur Ueberschrift dient, nicht gedacht haben; denn wie eben erzählte Unterhaltung zeigt, war der genannte Schiffer eine keineswegs dazu geeignete Persönlichkeit.

Vorsichtiger wie der Baron, war der Jäger von Hintersdorf, er baute nicht auf des Schiffers Handschlag und Manneswort, sondern folgte dem Boote, oder ließ es jetzt von dem Grafen von Dolabella verfolgen, um sich von dem verabredeten Untergange zu überzeugen.

Einen geschickteren und eifrigeren Ersatzmann wie den Grafen konnte Marquard für sich nicht finden.

Dolabella hielt sich während der Fahrt immer in einer solchen Entfernung, daß seine Gesichtszüge nicht erkannt werden konnten, dabei war sein scharfer, militairisch ausgebildeter Blick fortwährend auf das vorgesetzte Ziel gerichtet.

Die Fahrt hatte eine geraume Weile gedauert, als das Boot um die Spitze einer Insel fuhr, wodurch es mehrere Minuten dem Blicke des Verfolgers entzogen wurde. Nachdem dieser die nämliche Biegung passirt hatte, gewahrte er zu seiner Ueberraschung, daß sich nunmehr zwei Männer im Boote befanden und daß ein kleiner Kahn, bisher an dem Fahrzeuge befestigt, verschwunden war.

In Folge dieser Wahrnehmung beeilte sich der Graf von Dolabella, sein Jagdgewehr, zwei Pistolen und einen Säbel vor sich auf den Boden und sein Pulver und Blei in Bereitschaft zu legen, dann zog er die Hähne der Gewehre auf und murmelte: „Einer gegen Vier, es wird in jedem Falle für mich einen ehrenvollen Kampf geben."

Von diesem Augenblicke an theilte er seine Aufmerksamkeit zwischen dem Boote und der übrigen Stromgegend; er war überzeugt, daß man eben daran sei, ihm einen Hinterhalt zu legen.

Wer die kleinen Kähne, wie der, welcher den Grafen trug, kennt, wird wissen, daß stets in deren Längenmitte quer über das Fahrzeug ein Brett befestigt ist, worauf der Fahrende sitzt und das Ruder

bald zum Steuern, bald wieder dazu benutzt, den Lauf des Fahrzeuges zu beschleunigen.

In dieser Stellung bietet man einem Feinde, der mit Schußwaffen versehen ist, den ganzen Oberleib als Zielscheibe dar; der Graf beseitigte diesen Nachtheil, indem er sich auf den Boden in dem tiefsten Punkte des Kahns hinkauerte, so daß man aus der Ferne nur seinen Kopf zu sehen bekam.

Dunkle Körper bilden im Sonnenschein mitten auf einem Wasserspiegel ausnehmend gute Zielpunkte, Dolabella nahm daher seinen Jägerhut ab und umband das Haupt mit einem weißen Kopftuche.

Nachdem er diese Vorsichtsmaßregeln getroffen, murmelte er:

„So, nun wollen wir abwarten, welches Manöver der Feind ausführen wird?"

Er brauchte nicht lange zu warten.

Nach ungefähr einer Viertelstunde gewahrte er hinter sich einen von zwei Männern besetzten Kahn.

Der Graf von Dolabella befand sich bereits — militairisch gesprochen — zwischen zwei Feuern.

Der Feind hatte die oben erwähnte Krümmung benutzt, sich zu theilen. Herr von Ratky und der

Stadler Tondl bestiegen den Kahn, ruderten sich an's nahe Inselufer, verbargen sich dort im Gebüsch, bis der Gegner vorübergeschifft war, und folgten ihm dann nach.

Das Manöver gelang.

Der Graf fand in dem Umstande, daß er den Feind in seiner ganzen Stärke vor sich hatte und dessen Plan ihm enthüllt war, eine große Beruhigung.

„Es wird eine förmliche Seeschlacht werden", murmelte er mit spöttischer Miene, „vielleicht ein zweites Lepanto, ich werde mich bemühen, dem Beispiele Don Juan's treu zu bleiben!"

Nach einigen Minuten gewahrte der Graf, daß der Kahn hinter ihm seinen Lauf beschleunigte, während das Boot vor ihm ihn verzögerte.

„Oho, meine Braven", dachte er, „ihr wollt mich einkeilen, so haben wir nicht gewettet."

Er legte das Ruder links an und gab dem Kahn eine schiefe Richtung nach rechts, dadurch entfernte er sich nach seitwärts um eben so viel, als die Gegner sich in der geraden Linie zu nähern glaubten.

Die Entfernungen der drei Fahrzeuge von einander zeigten jetzt ein gleichschenkeliges Dreieck, bei

welchem der Kahn Dolabella's den Scheitelpunkt bildete.

Als die Feinde des Grafen seine Absicht bemerkten, nahmen auch sie die Richtung gegen das rechte Ufer.

„Das überrascht mich nicht", murmelte Dolabella, „sie glauben mich in der eigenen Schlinge zu fangen, indem sie mich an's Ufer drücken, dort durch ihren Kahn in Schach halten, damit das Boot während dem einen Vorsprung gewinne und möglicher Weise entfliehe."

In diesem Momente erdröhnte hinter dem Grafen der dumpfe Knall einer Flinte, und zur Seite erkannte er an dem in kurzen Zwischenräumen aufspritzenden Wasser die flachen Göller einer ganz ermatteten Kugel.

„Sie können es nicht erwarten, die Schlacht zu eröffnen", dachte er, „meinethalben, ich schieße noch nicht, meine Munition ist mir viel zu kostbar, um sie schon in so großer Weite zu vergeuden, wenn ich einmal schieße, dann gilt's nicht der Luft, sondern der Haut."

Dir drei Fahrzeuge bildeten noch immer dasselbe Dreieck, und war jetzt der Scheitelpunkt dem Ufer etwas näher gerückt.

Dolabella legte unbemerkt sein Gewehr auf den Schooß und begann das Ruder contrair zu bewegen, sein Kahn hielt im Laufe inne, die Entfernung zwischen ihm und dem feindlichen Kahne kürzte sich; dieser ging in die gelegte Falle und legte scharf aus. Der Graf sah den Moment gekommen, ergriff sein Gewehr, sprang rasch auf, legte an und schoß.

Die Kugel zerschmetterte einem der Gegner, es war Herr von Ratky, den Arm.

„Wohl bekomm's!" rief der Schütze und kauerte im Nu wieder am Boden, überließ das Boot eine halbe Minute lang sich selbst und lud sein Gewehr.

Während dem pfiff eine Kugel über seinem Haupte dahin. —

„Früher zu tief, jetzt zu hoch, so laß ich mir's gefallen!" dachte er, ergriff hierauf wieder sein Ruder und trieb abermals nach seitwärts.

Vom Feinde muß man lernen.

Diese Lebensregel wurde im Boote befolgt.

Mader ließ das Fahrzeug ebenfalls still stehen, Dolabella merkte es wohl, durfte aber nicht ein Gleiches thun, weil der Kahn im Rücken ihn zu stark bedrohte; er beschleunigte daher lieber seinen Lauf, um wo

möglich auch im Boote einen Feind kampfunfähig zu machen; sein Schuß, den er dahin sandte, ging jedoch fehl, die Kugel riß bloß Peter's Hut herab. Der Gegenschuß traf nicht glücklicher.

Die Entfernung zwischen den Fahrzeugen hatte sich merklich gekürzt; aus dem gleichschenkeligen Dreiecke war ein gleichseitiges geworden.

Nun ereignete sich in dem rückwärtigen Kahne eine Episode.

In diesem Fahrzeuge befanden sich, wie erwähnt, Herr von Ratky und der Stadler Tondl.

Der erstere lag schwer verwundet am Boden und der Schiffer mußte, sowie Dolabella, gleichzeitig Matrose und Soldat sein.

Durch das Manöver zwischen den vorderen zwei Fahrzeugen gewann er einige Minuten Ruhe, diese benutzte er, den mit einer Ohnmacht kämpfenden Ungar zu betrachten und dachte dabei an seine Verabredung mit Sepp.

„Er wäre später ohnedem an die Reihe gekommen", sprach er bei sich, „der spitzbübische Jäger hat uns damit nur die Arbeit erspart, haben wir mit dem Hintersdorfer ein Ende gemacht, so bleibt uns nur

noch der Peter übrig. Meiner Treu, es hat den Anschein, als wolle er zur Besinnung kommen, das muß verhindert werden, wozu die neue Mühe? Er ist ohne dem zu nichts mehr nütze. Einige Minuten früher ersparen ihm viele Leiden, hinunter müßte er später doch, also frisch daran!"

Er ergriff den Verwundeten, hob ihn auf und ließ ihn über Bord in's Wasser fallen.

Die Berührung mit der kalten Flut brachte den bloß Verwundeten zur Besinnung, er tauchte an der Oberfläche empor und machte am Wasserspiegel sichtbare Anstrengungen, den Kahn zu erreichen. Der Schiffer, statt ihm beizustehen, versetzte ihm einen Stoß mit dem Ruder, in Folge dessen er in die Tiefe sank.

Den Grafen, der dies sah, überlief es eisigkalt — die Grausamkeit des Mörders erfüllte ihn mit um so größerem Abscheu, je unerklärlicher und ungerechtfertigter sie ihm erschien.

Dies Alles dauerte kaum zehn Sekunden, Dolabella war wieder gezwungen, an sich zu denken.

Wohl hatte er es jetzt nur noch mit drei Gegnern zu thun, allein der ihm gegönnte Raum hatte

sich merklich verkleinert und damit die Treffwahrscheinlichkeit der Gegner vergrößert. Der letztere Vortheil befand sich zwar auch auf seiner Seite; allein da er selbst seinen Kahn lenken und sich zugleich vertheidigen mußte, so litt auf die Dauer entweder das Eine oder das Andere und der Vortheil kam nur dem Boote zu Gute, wo Mader und Peter mit umsichtiger Ausdauer den Angriff fortführten.

Als die Gefahr für Dolabella so weit gediehen war, gab ein unverhofftes, jedoch in der Natur der Verhältnisse liegendes Ereigniß der Situation plötzlich eine andere Wendung.

So lange die Entfernung der drei Fahrzeuge voneinander eine so große war, daß man die Gesichtszüge von Personen nicht zu unterscheiden vermochte, so lange konnten Mader und Peter, die Marquard Depaul persönlich kannten, den Irrthum, in dem sie sich bezüglich ihres Verfolgers befanden, nicht gewahren; als jedoch diese Entfernung schmolz, hörte man den Schiffer im Boote plötzlich, trotzdem daß er sich noch immer auf dem Wasser befand, einen Fluch ausstoßen.

Der Vertraute des Barons erschrak und fragte ihn, was es gebe?

„Wir sind getäuscht, schändlich getäuscht!“

„Wie so?“

„Der Mann im Kahne ist nicht der Hintersdorfer Jäger.“

Peter faßte nun den Gegner ebenfalls genauer in's Auge und rief: „O, o, ist 's ein Blendwerk der Hölle?“

„Nun, hab' ich Recht oder nicht?“

„Freilich, habt Ihr Recht, jener Mann ist ein Ausreißer vom Kürassier-Regiment Hohen-Ems, Namens Hans Bergmann.“

„Verdammt! wir haben uns also vergebens gewehrt, unser eigentlicher Feind ist in Wien geblieben.“

„Oder, was wahrscheinlicher ist, er erwartet uns vor Petronell.“

„Was beginnen wir nun?“

Peter besann sich und sagte dann: „Ich denke, wir stellen den Kampf ein.“

„Und hernach?“

„Suchen wir uns mit dem Deserteur zu verständigen; der arme Teufel hatte es vielleicht auf sein

eigenes Heil abgesehen und dachte nicht daran, uns zu verfolgen."

„Wie kommt er aber in diesen Kahn? Warum trägt er ähnliche Kleider wie der Hintersdorfer Jäger?"

„Darnach wollen wir forschen und hören, was er sagt."

Hierauf kehrte Peter sich dem Kahne zu und rief: „Ho, ho, Herr Bergmann?"

„Was gibt es?" fragte der Graf hinüber.

„Schießt nicht mehr, wir halten ebenfalls ein."

„Ich bin's zufrieden."

„Wir wollen uns verständigen."

„Mit Vergnügen."

„In welcher Weise nähern wir uns?"

„Laßt Eueren Gefährten zu dem Anderen in den Kahn steigen, Euere Fahrzeuge fünfhundert Schritte voneinander entfernt landen und kommt dann an's Ufer."

Peter willigte ein.

Man befahl dem Stadler Tondl, heranzurudern, Mader stieg zu ihm in den Kahn, die Landung wurde derartig bewerkstelligt, daß der Kahn gleichsam als Vorposten voran, das Boot in der angegebenen Distance hinter ihm zu liegen kam.

Nun landete auch Dolabella, legte hinter dem Boote an und befestigte das Seil, welches seinen Kahn hielt, an einem Baume mittelst mehrerer, nur ihm leicht lösbaren Knoten.

Hierauf begab er sich ebenfalls an's Ufer, wo Peter ihn bereits erwartete.

„Herr Bergmann", begann dieser, „ich bin erstaunt, Sie in diesem Kahne zu finden."

„Ich will glauben, was Sie sagen; denn Sie hielten mich für einen Anderen."

„Und dieser Andere . . ."

„Ist Marquard Depaul."

„Ah, Sie sind also mit ihm einverstanden?"

Dolabella lächelte und sagte: „Und wenn ich es wäre?"

„Dann wären Sie wie er unser Gegner und wir müßten die Feindseligkeiten fortsetzen."

„Ich bin dazu bereit, doch möchte ich Sie bitten, vorher Ihre Situation zu überlegen und zwar, erstens Ihre Lage mir gegenüber und zweitens gegenüber Ihren Gefährten."

Peter sah den Deserteur erwartungsvoll an.

Dieser begann: „Entweder bin ich mit Depaul

einverstanden oder nicht. Im letzteren Falle hätten Sie nicht nur keine Ursache, mich zu verderben, sondern es läge sogar in Ihrem Interesse, mich zu gewinnen; im ersteren Falle, das heißt, wenn ich mit Depaul einverstanden wäre, würde Ihnen ein Sieg über mich wenig nützen."

„Warum nicht?"

„Weil ich bloß ein Beobachtungsposten wäre und die Hauptarmee Ihnen erst weiter unten entgegentreten würde."

„Ich denke, wenn wir uns vorläufig den Beobachtungsposten vom Halse schaffen, erreichen wir wenigstens so viel, daß wir den Feind schwächen."

„Der Schluß ist ganz richtig, allein es steht Ihnen noch immer ein großer Kampf bevor."

„Wir werden ihn aufnehmen." —

„Gesetzten Falls, Sie siegen, was dann?"

Peter stutzte und erwiderte zaudernd: „Dann setzen wir unsere Fahrt fort . . ."

„Und dann?"

„Nun, was dann?"

„Dann befinden Sie sich erst recht inmitten zweier Feinde."

Peter lächelte mit ungläubiger Miene und erwiderte: „Aha, ich merke, worauf Sie lossteuern. Vergebliche Mühe! Die Schiffer sind brave Bursche.“—

„Trau’, schau’, wem?“ warnte der Graf.

„Sie werden mein Vertrauen nicht erschüttern. Mader kenn’ ich schon lange.“ —

„Und den Anderen?“

„Der Andere wurde mir von Mader empfohlen.“

„Wenn nun Mader ein Schurke wäre und der Andere sein Genosse?“

„Es dürfte Ihnen schwer fallen, dies zu beweisen.“

„Leichter als Sie glauben.“

„Dann sprechen Sie.“

„Mader“, begann Dolabella, „hat sich mit Depaul in Einverständniß gesetzt.“

„Er mußte dies, um den Gegner zu täuschen. Wie wenig aufrichtig er es mit dem Jäger meinte, beweist, daß er mir sogleich das Scheincomplot entdeckte.“ —

„Hat er Ihnen auch mitgetheilt, in welcher Weise der Untergang des Bootes herbeigeführt werden sollte?“

„Nein!“

„Er muß seine Gründe haben, zu verschweigen, daß er zu dem erwähnten Zwecke in Depaul's Beisein Vorkehrungen traf."

Peter glotzte den Ausreißer an, dieser fuhr fort:

„Nun will ich eine Frage an Sie richten, wohin ist jener Mann gekommen, der sich mit dem zweiten Schiffer hinter mir im Kahne befand?"

„Der Schiffer sagte mir: während Mader zu ihm in den Kahn stieg, habe Ihre Kugel jenen Mann getödtet und er habe die Leiche in's Wasser geworfen."

„Das ist eine niederträchtige Lüge. Jener Unglückliche ward wohl von meiner Kugel getroffen, allein die Wunde konnte keineswegs gefährlich sein, denn als der Schiffer ihn in's Wasser warf, sah ich deutlich, wie er sich zu dem Kahne hinarbeitete und wie der Schiffer ihm mit dem Ruder einen Stoß versetzte, in Folge dessen er untersank und nicht wieder an die Oberfläche kam."

Peter's Antlitz überzog sich mit Leichenblässe.

„Behaupten Sie nun noch, daß die Schiffer wackere Bursche sind?" fragte Dolabella mit Nachdruck.

Und da er hierauf keine Antwort erhielt, setzte

er hinzu: „Meinen Sie, in Gesellschaft dieser beiden Menschen sicher zu sein?“

„Herr Bergmann“, stammelte bestürzt der Vertraute des Barons, „wenn was Sie sagen, Wahrheit ist . . .“

„Ich schwöre Ihnen, bei meinem eigenen Heil, daß ich den Mord deutlich und genau sah. Mader verschwieg Ihnen, daß er, wie Sie sich durch eine Untersuchung leicht überzeugen können, in dem Boden des Bootes ein Loch mit einer Klappe gemacht, um das Fahrzeug untergehen zu lassen, sobald er es für zweckmäßig erachtet; der andere Schiffer tödtet Ihren Gefährten, der nur leicht verwundet ist, was schließen Sie daraus? Wohl nichts Anderes, als daß die Schufte, nachdem sie den äußeren Feind besiegt, auch Sie bei Seite zu schaffen gedenken, um mit der Ladung des Bootes freies Spiel zu haben.“

Die richtige Logik des Deserteurs machte Peter's Vertrauen zu Mader und seine bisherige Zuversicht bis in den Grund zusammenstürzen; Angst und Rathlosigkeit malten sich auf seinem Gesichte.

„Herr Bergmann“, preßte er endlich mühsam hervor, „Sie enthüllen einen Abgrund vor mir.

Einerseits von dem Jäger, andererseits von den Schiffern bedroht, was soll ich beginnen?"

„Das eben", erwiderte der Graf von Dolabella, im Herzen über diesen Erfolg triumphirend, „ist wohl zu überlegen!"

Ende des zweiten Theiles.

Druck von C. Guthschmidt & Comp. in Berlin, Lindenstraße 81.

Breier, Eduard

Die Söhne des Grafen von Bonneval historischer Roman

Bd.: 2

Berlin 1861